



Zukunftsmusik

Cosi fan tutte?

Wer in der zweiten Augushälfte nicht in Urlaub war, wird es vermutlich gelesen haben; allen anderen sei der Artikel im Sonntagsblatt vom 25.8.13 zur Lektüre empfohlen.

Unter der Überschrift »Prädikanten dürfen taufen« findet sich dort ein Interview mit OKR Michael Martin zum Thema Beauftragung. Im Text wird deutlich, dass das eine Ausnahme bleiben soll – trotzdem fängt die Überschrift den Geist der Neuregelungen durchaus ein. Das kann man auch den Worten von OKR Martin zwischen den Zeilen entnehmen, wenn er auf die Frage nach möglicher Konkurrenz zu den PfarrerInnen antwortet, dass manche PfarrerInnen skeptisch seien, obwohl sie doch gestärkt würden; sie hätten ja die Aufgabe, die PrädikantInnen zu begleiten. Dazu passt, dass die Leiterin des Amtes für Gemeindedienstes, Gudrun Scheiner-Petry, an anderer Stelle von einem Wandel im Berufsbild spricht, auf den wir uns einzustellen hätten, von der »schönsten Blum' zum Gärtner.«¹ Damit verschiebt sich der aktive Verkündigungsauftrag ganz allmählich von PfarrerInnen hin zu PrädikantInnen. Wenn dann noch auf die Frage, ob man mit der Beauftragung von Prädikanten und Predigern kostengünstig an theologisches Personal kommen wolle, geantwortet wird, das sei »sehr vordergründig gedacht«, läßt sich vermuten: vordergründig nein, hintergründig doch! Und das ist noch nicht alles: Zum Ar-

¹ »nachrichten« der ELKB 2013

tikel gibt es ein Foto. Zu sehen ist im Talar mit Beffchen – nein, kein Pfarrer – ein Prädikant, der in einem Taufgottesdienst predigt. Es mag ein Einzelfall sein, zeigt aber, wie schwer es selbst für kirchliche Insider geworden ist zwischen den einen und den anderen Berufenen zu unterscheiden. Aufgrund solcher Erfahrungen hat die EKBO übrigens ihr Prädikantengesetz dahingehend geändert, dass grundsätzlich nur noch Pfarrer Kasualgottesdienste halten und im Talar auftreten dürfen.² Das war 2007. Und es war offenbar nötig. Denn so ein Bild wirkt. Öffentlich. Die Reaktion dagegen findet hinter den Kulissen statt. Auf mehrfache Nachfrage an unterschiedlicher Stelle im Landeskirchenamt habe ich erfahren, dass es einen deutlichen Brief der Regionalbischöfin gab, die dem Betreffenden das Tragen der Amtskleidung eines Pfarrers untersagte – und auch auf die möglichen strafrechtlichen Konsequenzen hinwies.³ Auch der Landeskirchenrat hat sich offenbar mit dem Thema befasst. Aber nach Außen dringt all das bisher nicht. Schade. Eine Änderung des Gesetzes ist sicher nicht zu erwarten. Eine Stellungnahme 2 zitiert nach wikipedia »Prädikanten«. Hier ist auch zu lesen, dass die Ausbildung 4 1/2 Jahre dauert und auch einen wissenschaftlichen Teil umfasst. Vgl. Auch Kirchenrecht der EKBO, Prädikantengesetz von 2007 3 § 132a des StGB (Missbrauch von Titeln, Berufsbezeichnungen und Abzeichen) vgl. Friedemann Merkel: Schwarz – oder heller? Zur Amtstracht evangelischer Pfarrer. In: Heinrich Riehm (Hrsg.): Festschrift für Frieder Schulz. Freude am Gottesdienst. Eigenverlag, Heidelberg 1988, S. 219–227, 233.

Inhalt

■ Artikel

- Corinna Hektor,**
Zukunftsmusik 161
- Dr. Stefan Gehrig,**
Entdecke die Möglichkeiten 172
- Martin Ost,**
Liebe Leserin, lieber Leser 177
- Dr. Volker Schoßwald,**
Albert Camus 178

■ update

- Dr. Wolfgang Kraus,**
Judenfeindschaft als Problem
des Neuen Testaments und
der Kirche 167

■ Aussprache

- Gerhard Nörr,**
Mehr als ein »weltlich Ding« 178
- Dietrich Leipolz,**
Prädikanten:
Lob und Hochachtung 180
- Susanne Memminger,**
Danke 181
- Michael Lenk,**
Charme und Wahnsinn 181

■ Bücher

- Martin Ost,**
Kerner, Predigt konkret 182

■ Hinweis

- Pfarrerverein,**
Aufruf des Wahlausschusses
Regionaltagungen 2014 167
173

■ Ankündigungen

183

müsste allerdings erfolgen. Der Versand der neuen Ausführungsbestimmungen würde sich anbieten, um gegenüber den DekanInnen klarzustellen, dass die Formulierung »in der Regel ... Prädikantentalar« nicht bedeutet, dass man sich auch einen anderen Talar aussuchen kann, sondern dass man auch im Anzug predigen darf. Gesagt werden müßte auch: Wer mittels Amtstracht oder auf andere Weise im Gottesdienst oder auf Facebook oder wo auch immer öffentlich den Eindruck erweckt, er sei Pfarrer, muss wissen, dass er dann in unserer Kirche nicht nur kein Pfarrer ist, sondern auch kein Prädikant mehr.

Ein Problem bleibt: Prädikanten sind in eine Art Zwitterstellung gekommen sind, zwischen den Rechten und Pflichten aus der lebenslangen Beauftragung und dem Status als Ehrenamtliche, die nur sehr begrenzt unter einer tatsächlichen Dienstaufsicht mit allen Konsequenzen stehen.

Thema mit Variationen

Seit Jahren fordern wir, das Berufsbild PfarrerIn zu profilieren. Nun wird es endlich angegangen. Auf Antrag an die Landessynode wurde vom LKR beschlossen eine Arbeitsgruppe einzusetzen; unter Leitung von OKR Nitsche wird in den nächsten beiden Jahren intensiv daran gearbeitet werden. Zu Zeitplan, Arbeitsformen und Zielrichtung sind wir mit OKR Nitsche bereits ins Gespräch gekommen, ebenso zu ersten inhaltlichen Fragen. Wir werden uns am Prozess beteiligen.

Einfach wird es nicht. Auch weil faktisch seit Jahren darüber geredet und entschieden wird; mit Gesetzen und Regelungen für PfarrerInnen und sogar mit solchen für andere Berufsgruppen und Ehrenamtliche. Manche dieser Entscheidungen machen es schwer, nun an einem Berufsbild zu arbeiten, für das so unterschiedliche, teilweise sich widersprechende Regeln, Ansprüche und Grenzen bereits gesetzt wurden.

Auch wer sich durch die vielfältige Literatur zum Thema liest, wird den Verdacht nicht los, dass sich die unterschiedlichen Ansätze nicht nur widersprechen, sondern auch als Steinbruch dienen, aus denen sich dann Kirchenleitungen wie KollegInnen ebenso widersprüchliche Berufsbilder im Additionsverfahren zusammensetzen – und mit Gesetzen und Regelungen Fakten schaffen, die sich im Zweifel auch nicht auf ein klares Bild bringen lassen.

Aus dem »priesterlichen Pfarrer« von Josuttis wird dann beispielweise »spirituelle Kompetenz«. Aus den Anforderungen an professionelle Öffentlichkeitsarbeit ein Examenbaustein. Aus der Rede von der »Profession«⁴ Residenz- und Präsenzpflicht und aus der »Geh-Struktur« Ansprüche an Besuchsfrequenz und Angebote. Wie soll jemand gleichzeitig im Pfarrhaus immer erreichbar und stets fleissig unterwegs sein soll, »anders«, aber ein Mensch wie du und ich, dazu Profi in allen Bereichen usw.? Die verschiedenen Erwartungen zusammenzubringen ist dann die Aufgabe der Einzelnen vor Ort. Enttäuschungen sind vorprogrammiert.

Was ich dagegen setzen möchte ist eine Rückbesinnung: Was ist der Kern dieses Amtes? Studien und aktuelle Veröffentlichungen zeigen: Gottesdienst und Kasualien werden von den Mitgliedern als Kernaufgaben wahrgenommen.⁵ Ich halte das für richtig, denn bei meiner Ordination habe ich versprochen das Wort Gottes rein zu verkündigen und die Sakramente recht zu verwalten; also Gottesdienste, Kasualien und Unterricht, außerdem Verschwiegenheit und die Wahrung des Beichtgeheimnisses – und erst dann einen Lebenswandel, der meinem Dienst entspricht. Wenn ich in die Gesetze schaue, auf den durchschnittlichen Schreibtisch in einem Pfarramt oder in einen Pfarramtskalender, dann sehe ich neben all dem Verwaltung, Leitung, Organisation und vieles mehr, je nach Gemeindesituation und Stelle. Vieles davon ist nötig, aber doch immer noch so nachgeordnet, dass es sich daran messen lassen muss, ob es der Verkündigung dient – und ob mir für das, was ich vor allem tun soll, noch ausreichend Zeit bleibt.

Nun wird uns plötzlich vermittelt: Kernbereiche können andere mindestens genauso gut. Was bleibt dann? Wenn man es genau nimmt Leitung und Anleitung, Verantwortung, Verwaltung – Management und Eventmanagement – und die Lebensordnungsfragen. Mir ist das zu wenig. Wenn dann davon die Rede ist, wir wollten doch nur »Privilegien« verteidigen, werde ich ärgerlich. Verkündigung und Sakramentsverwaltung ist wesentlich für den Pfarrberuf. Und es ist schon spannend, wenn Berufskennzeichen und eigentliche Aufgaben, plötz-

4 vgl. I. Karle, Welche Pfarrer braucht das Land? Referat auf dem deutschen Pfarrertag 2012

5 vgl. Kristian Fechtner, Kirche von Fall zu Fall; vgl. Auch die Mitgliedschaftsstudien der EKD

lich als Privilegien verstanden werden. Qualifikationen

Nun haben wir es schwarz auf weiß – und das in den landeskirchlichen »nachrichten« und im evangelischen Sonntagsblatt: »Für Verkündigung braucht man kein Hebräisch«⁶. Warum müssen Theologie-Studierende es dann lernen?! Offensichtlich wird mit zweierlei Maß gemessen, was die Qualifikation für die Verkündigung betrifft. Spannenderweise ist der Vorsitzende des Grundfragenausschusses, der als Theologe Prädikanten- und Predigergesetz maßgeblich mitgestaltet hat, als Professor für altes Testament mit dafür verantwortlich, dass im theologischen Examen nach der Abgabe der Übersetzungen für die Weiterarbeit an der Exegese keine deutsche Bibel ausgeteilt wird. Wegen des Niveaus. Das Examen hätte diese kleine Veränderung gut vertragen – auch weil sich Theologie wahrhaftig nicht in Sprachkenntnissen erschöpft. Richtig ärgerlich ist aber, dass Studierende sehr viel lernen müssen – um dann zu erleben, dass sie in der selben Kirche, die das von ihnen verlangt, zu hören bekommen, die entscheidenden Dinge könne man auch ohne all das – oder gar als »verkopft« abqualifiziert werden.

Damit schlägt uns das Gegenteil von Wertschätzung für unsere Ausbildung entgegen – im Gegensatz zu anderen Berufsgruppen, deren Qualifikation sehr wohl anerkannt wird. Es zeigt sich auch, wie wenig die Theologie in den Augen von Journalisten, aber auch vielen Synodalen und anderen Kirchenleitenden offenbar als Qualifikation gesehen wird. Kein Wunder, dass Friedrich-Wilhelm Graf uns bescheinigt, sie sei bereits ausgezogen aus den Kirchen. Sie scheint kaum zu fehlen.

Berufsbild

All das malt ein Berufsbild, in dem sich Hintergrunddienst und Hierarchie mischen – und das wird kaum jemand in den Gemeinden ertragen. Es entspricht auch nicht dem, was in der Reformation als damals neues Berufsbild geprägt wurde. Die wissenschaftliche Ausbildung ist ebenso reformatorisches Erbe, wie die Definition der Kernaufgaben, wie sie sich im Ordinationsversprechen findet. Verkündigung ist aktiv; das meint mehr als andere dazu befähigen und lässt sich nicht einfach weitgehend delegieren.

6 Überschrift in den nachrichten 2013; zu einem Bericht über einen Prediger

Dazu kommt ein Weiteres: Wir arbeiten viel – und es ist schon eine Menge dabei, das kaum jemand wahrnimmt. Eine messbare Größe für Erfolg haben wir in aller Regel auch nicht. Keine produzierten Stückzahlen, keine Jahresüberschüsse, keine Belobigungen – wir haben statt dessen die Anerkennung durch die Menschen, für die wir da sind. Besonders spürbar dort, wo wir predigen, wo wir taufen, beerdigen, trauen – und wo wir uns im Gespräch Zeit nehmen können. Hier kommt alles zusammen: Wir tun, was wir gelernt haben und was die Menschen von uns erwarten – und wir können unmittelbar erleben, wenn und wie es seine Wirkung entfaltet. Das motiviert zum Dienst – auch da, wo ich anderes tue oder tun muss. Diese Motivation geht verloren, wenn der Eindruck entsteht, wir seien in den Kernbereichen ersetzbar, Lückenbüßer oder Boss von Ehrenamtlichen.

Blue notes

Wenn man der EKD-Statistik glauben darf, geht die Zahl der Theologiestudierenden insgesamt weiterhin zurück, während die Studierendenzahlen allgemein steigen. In Zahlen bedeutet das in Bayern: Im aktuellen Jahrgang legten 19 Personen die mündlichen Prüfungen des ersten Exams ab. Wie viele davon das Examen bestehen, wissen wir noch nicht. In den Ruhestand gehen dieses Jahr mindestens 41 Personen, 2023 119, 2031 161. Bei einem durchschnittlichen Zugang von 30–35 Personen/Jahr wird sich die Zahl der PfarrerInnen bis 2035 etwa halbieren!

Ausreichend Nachwuchs wird sich für den Pfarrberuf nur finden, wenn wir erklären können, was da auf einen zukommt – und wenn das plausibel ist, attraktiv und realistisch. Aus Gesprächen mit Abiturienten weiß ich, dass Interessierte sich fragen, warum sie sich einem schwierigen Studium stellen und auf die »berufsspezifischen Verhaltensanforderungen« von den Arbeitszeiten über »Umzugspflicht« bis hin zu Fragen der Lebensführung einlassen sollen, wenn sie auch als Prädikanten verkündigen dürfen.

Eine Bindung an die Kirche als Arbeitgeber erscheint vielen wenig attraktiv. Wobei es hier signifikante Unterschiede zwischen den Landeskirchen gibt, die sich auch in der Statistik niederschlagen. Wie die Personalpolitik einer Kirche in den letzten Jahren war und wahrgenommen wurde, zeigt sich deutlich im

Zahlenvergleich. So liegt das Rheinland deutlich unter dem Durchschnitt, Bayern dagegen an der Spitze – allerdings auf immer noch niedrigem Niveau. Es lohnt sich also, sich für gute Studienbedingungen und eine gute Personalpolitik einzusetzen – das allein wird aber nicht alle Probleme lösen.

Manche Landeskirchen verstärken ihre Bemühungen, eigene Personalprobleme auf Kosten der anderen zu lösen. So hat die Nordkirche eine eigene Stelle für aktive Werbung an den Universitäten – und Vikariatskurse in denen ca. 1/3 der VikarInnen aus anderen Kirchen kommen. Auch zwischen anderen Kirchen lassen sich Wanderungsbewegungen beobachten. Bayern hat übrigens auch ohne Werbung Bewerbungen von »außerhalb« – und nimmt Einzelne auch auf. Da überall Nachwuchs fehlt, wird das den PfarrerInnenmangel bei uns aber nur lindern – und anderswo verschärfen.

Kontrapunkt

Im Reader für die Hesselbergkonferenz ist zu lesen, dass 2013 im Frühjahr 22, im Herbst sogar 26 VikarInnen ihre Ausbildung begonnen haben. Das klingt gut. Und es motiviert uns, uns im Gespräch mit Personalabteilung und Predigerseminar auch weiterhin für eine Evaluation des Vikariates und eine bessere Begleitung von MentorInnen einzusetzen. In dem Zusammenhang bin ich froh mitteilen zu können, dass die Unterstützung für Kinderbetreuung während der Kurszeiten nun tatsächlich funktioniert. Die Dienstzeugnisse sind dagegen aus unserer Sicht dringend neu zu gestalten. Bisher lehnen sie sich stark an das Raster zur Beurteilung an, obwohl sie einen anderen Zweck haben. Folgerichtig werden Kategorien anders verwendet und teilweise zur selben Frage verschiedene Bewertungen angekreuzt, was es noch unklarer macht. Das früher übliche gemeinsame Gespräch mit MentorIn und VikarIn wird nur noch in Einzelfällen geführt. Hier muss sich etwas ändern. Wir bleiben dran.

Besorgt stimmt uns eine Entwicklung, die auch in anderen Kirchen zu beobachten ist: Es studieren nicht nur weniger junge Leute Theologie als früher – und viel weniger als gebraucht werden, es geht auch nur ein Teil derer, die das Vikariat abgeschlossen haben in den Dienst. In der Nordkirche gut die Hälfte, in Sachsen sogar nur 2 von knapp 30. In Braunschweig 1 oder 2 von 16, in

Hannover 2 von 27. Offenbar ist dieses Phänomen auch in den Freikirchen zu beobachten. IDEA-Spektrum zitiert den Leiter einer Ausbildungsstätte: »Sie bekommen mit, dass der Gemeindedienst anstrengender geworden ist und dass einige Leute in ihrer Arbeit ausbrennen. Das verunsichert viele.«⁷

Gemeindedienst ist offenbar für viele nicht mehr attraktiv, weil er als kaum noch leistbar und aufgrund der Fülle von Pflichtaufgaben nicht mehr als sinnerfüllend wahrgenommen wird. Das sollte den Verantwortlichen in den Kirchenleitungen und Gemeinden zu denken geben!

Doppelchörig

Die Vakanzquote liegt in Bayern mit 7% nach den Kürzungen der Landesstellenplanung (immerhin 5%) immer noch doppelt so hoch wie geplant. Und die starken Ruhestandsjahrgänge kommen erst noch! Doch schon jetzt stöhnen die KollegInnen unter den nötigen Vertretungen, die sich reichlich ungleich verteilen, erst recht wenn Krankheiten oder Urlaubszeit dazukommen. Der lange geforderte Ausgleich dafür steht immer noch aus.

Wir werden uns weiter dafür einsetzen, dass hier endlich etwas geschieht – und dass alle Vertretungen gleichermaßen eingerechnet werden, unabhängig davon, ob es sich beim Grund um Vakanz, Elternzeit oder längere Krankheit handelt. Denn für diejenigen, die die Arbeit machen müssen, spielt das keine Rolle.

Privatrechtliche Dienstverhältnisse

Es ist ein schwieriges, leider zunehmend relevantes Thema: Nicht alle PfarrerrInnen sind im öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis. Den privatrechtlich angestellten erwachsen daraus massive finanzielle Nachteile, die sich dadurch noch erhöhen, dass sie anders als andere Angestellte nicht die Möglichkeit haben, auf eine preisgünstigere Wohnung auszuweichen. Der Spareffekt für die Kirche (Arbeitnehmeranteil für die Sozialversicherung minus KZVK-Beitrag) steht aus unserer Sicht in keinem Verhältnis zu den Nachteilen für die Betroffenen. Außerdem halten wir es für problematisch, wenn innerhalb einer Berufsgruppe so massive Unterschiede sind – vor allem, wenn man auf der anderen Seite erwartet, dass alle sich nach

⁷ IDEA-Spektrum 38.2013, S. 41

einem Dienstrecht richten, das vom öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis her gedacht ist, mögliche Vorteile der Angestellten, wie geregelte Arbeitszeiten, also nicht greifen. Hier muss sich etwas ändern. Da in diesem Bereich Mitbestimmungsrechte bestehen, hoffen wir etwas erreichen zu können.

Duo

Teildienst ist für die einen eine gute Möglichkeit Beruf und Familie zu verbinden, für Gemeinden schlicht ein Schnäppchen (pay one take two), für andere ein Problem, weil über die Jahre deutlich geworden ist, wie unzureichend die Beschreibung und Begrenzung unserer Arbeit ist, wenn man plötzlich erklären soll, was die Hälfte davon ist. Wer ins Amtsblatt schaut wird bemerken, dass die Zahl der Stellen, für die man diese Frage beantworten können sollte, zunimmt.

Halbe Stelle, ganze Präsenz? Das ist nur eine der drängenden Fragen. Auch Nebentätigkeit und Arbeitszeiten werden neu bedacht. Diese Entwicklung weg vom alten Bild der Profession, die ganzheitlich Beruf, Leben und Person umgreift, ist auf halben Stellen besonders spürbar, aber nicht nur da. Denn auch Ehepartner und Familien haben berufliche und schulische Bindungen, eigene Lebenspläne und Ansprüche an die Zeit des Pfarrers/der Pfarrerin. Viele sind nicht bereit die gesamte Familienarbeit zu übernehmen.

Gleichzeitig sind PfarrerInnen mit einer wachsenden Aufgabenfülle und hohem Professionalisierungsdruck konfrontiert, haben zu viel verplante Zeit, oft konkurrierende Erwartungen und Aufgaben, Probleme frei zu machen, weil Vertretung schwierig zu organisieren ist oder Termine in die freie Zeit fallen, die wahrzunehmen sind. Außerdem ist nicht nur auf Teildienststellen das Ineinander von Dienst und Privatleben und die oft nicht verlässlich planbaren freien Zeiten ein echtes Problem, spätestens dann, wenn jemand Familie hat, die nicht bereit ist auf seine oder ihre Anwesenheit außerhalb des Urlaubes ständig zu verzichten. Teildienst ist also nicht der „Sündenfall“, ohne den alles in bester Ordnung wäre, sondern der Focus, der die Probleme sichtbar macht.

Money, money, money

Ein besonderes Teildienstproblem sind allerdings die Bezüge – nicht nur im aktiven Dienst, sondern vor allem die im Ruhestand. OKR i.R. Träger, der mit verantwortlich für die Regelung des Zwangsteildienst für Theologenehepaare war, sagt heute: »Wir hatten damals berechnet, dass 10 Jahre Teildienst sich nicht auf die Ruhestandsbezüge auswirken. Das hat sich seither deutlich verändert.« Wer es genau wissen will, sollte sich ausrechnen lassen, was fünf fehlende Dienstjahre im Ruhestand ausmachen. Wissen konnte das damals keiner, aber es heute einfach zum Problem derjenigen zu erklären, die jahrelang auf Stellen und Gehalt verzichten mussten und nicht ihr Recht eingeklagt haben, ist zynisch. Nicht nur, weil sie oft genug deutlich mehr gearbeitet haben.

Das gilt um so mehr, wenn man bedenkt, dass diejenigen, die die Lasten der verordneten Solidarität getragen haben, meist auch von anderen Sparmaßnahmen betroffen waren; der hinausgeschobenen Durchstufung auf A14, dem Praxisjahr, das Examensvoraussetzung war und andere studienverlängernde Maßnahmen, mit denen man damals bewusst dafür gesorgt hat, dass die Leute später in den Dienst gehen... All das wirkt sich nun auch auf die Ruhestandsbezüge aus.

Hier sollte es im Rahmen der Berechnungen der Versorgung eine Anerkennung in Form von zusätzlichen Dienstjahren geben.

With a little help from my friends

Kaum ein Bericht, der sich nicht mit dem Thema befassen musste: Die Bearbeitungszeiten der Beihilfe. Oft genug haben wir im Einzelfall interveniert und in der Pfarrerkommission auf eine Lösung gedrängt. Diesmal habe ich gute Nachrichten: Es funktioniert! Mit Hilfe von Zusatzpersonal sind nicht nur alle Rückstände aufgearbeitet, sondern auch die aktuellen Bearbeitungszeiten geradezu vorbildlich. Über weitere Verbesserungen wird nachgedacht.

Ein Heller und ein Batzen

»Geld ist da – aber wir haben eine Deckungslücke ...« – so paradox begann ein Telefonat über die Eckdaten des Haushaltes 2014. Unsere Landeskirche gilt als eine der reichsten Kirche der Welt.

Kein Wunder, dass wir liquide sind – und auch dieses Jahr auf der Haushaltssynode über die Verwendung von Kirchensteuerermehreinnahmen beschlossen wird.

Dennoch ist auch richtig: Die Kirche hat Verpflichtungen. Gemeint sind damit aus buchhalterischer Sicht in erster Linie die zu leistenden Zahlungen an diejenigen, die in Ruhestand gehen. Gelder dafür wurden zurückgelegt. Die Frage ist, wie viel nötig ist. Versorgungsberechnungen sind erfahrungsgemäß schwierig. Nicht umsonst gibt es eine eigene Branche, die davon lebt die nötigen Gutachten zu erstellen – und wer verschiedene Firmen beauftragt bekommt auch verschiedene Ergebnisse. Wirklich belastbare Zahlen haben wir darum auch in Bayern nicht – und werden sie wohl auch nicht bekommen. Näherungswerte allerdings schon. Und die legen nahe, dass das, was in den nächsten Jahrzehnten gebraucht wird, noch nicht vollständig da ist. Wobei zu fragen bleibt, wie viel sich in Zeiten von Niedrigzinsen tatsächlich über einen Kapitalstock absichern lässt – und über welche Zeiträume – aber da bin ich nicht vom Fach.

Klar ist mir allerdings als Theologin: Kirche hat auch Verpflichtungen anderer Art: z.B. die gute Arbeit heute zu finanzieren – und damit auch Vorsorge für die Zukunft zu treffen. Und dafür brauchen wir als Kirche Menschen und Gebäude – in dieser Reihenfolge. Wir brauchen gut ausgebildete und engagierte Hauptamtliche für die unterschiedlichsten Aufgaben – und genug von ihnen. Und die brauchen Klarheit, was ihre Aufgabe ist – und gute Lebens- und Arbeitsbedingungen. Davor, dass uns das etwas kostet, sollten wir keine Angst haben, das sollte es uns wert sein.

Entsprechende Äußerungen vermitteln Sicherheit – nicht nur denen, die in der Kirche arbeiten. Denn sie zeigen, dass wir mit einer Zukunft für die Kirche rechnen – und nicht nur noch Reste abwickeln. Eine Kirche, die sich zutraut, auch in 30 Jahren noch so attraktiv zu sein, noch so viel zu sagen zu haben, dass Menschen bereit sind, Kirchensteuer zu bezahlen.

Im Moment tun sie das. Im Rechnungsergebnis werden ca. 50 Mio. Überschuss als Bilanzergebnis ausgewiesen. Sie sollen für Projekte zur Verfügung stehen – für welche, wird der Finanzausschuss beraten und die Synode entscheiden. Zu hören war, der Kirchensanierungsfonds werde aufgefüllt und mit einer Erhöhung des Punktwertes auf über 137,- €

ist zu rechnen.

Ob für all das wirklich Doppik nötig und hilfreich ist, weiß ich nicht. In den Kirchengemeinden wird die Umstellung noch schwieriger umzusetzen sein, als in den Werken und Diensten und den Verwaltungseinrichtungen. Sie erfordert nicht nur den Umstieg auf ein neues System und eine neue Denkweise, sondern auch mehr und komplexere Eingaben. Selbst die Fachabteilung wird das bei Neueinstellungen zum Kriterium machen. Wie die Pfarramtssekretärinnen und KirchenpflegerInnen das leisten sollen?

Das bisschen Haushalt

Eine Verwaltungsreform steht an. Nun wird alles besser, effektiver, klarer ist zu hören. Hohe Ziele – und ein Versprechen, dem ich gern glauben würde. Aber die hehren Ziele treffen auf reale Menschen in allen Bereichen – und auf handfeste strukturelle Probleme, wie die nötige Aufrüstung im technischen Bereich und die Frage wer das leisten kann, gerade in kleinen Gemeinden mit wenig Verwaltungsstunden.

Spannend sind auch die Zuständigkeiten bei Immobilien. Die Annahme eine Bauabteilung in der GKG bewahre Gemeinde und PfarrerIn vor den entsprechenden Verwaltungsaufgaben bei Bau- und Sanierungsaufgaben ist jedenfalls realitätsfern. Auch da die Entscheidungen für Gemeindehaushalt und –konzeption relevant sind, wirkt eine Bauabteilung bestenfalls unterstützend. Offen bleibt, was tatsächlich abzugeben ist – und was konstitutiv in eine Kirchengemeinde oder sogar in den Aufgabenbereich einer Pfarrerin oder eines Pfarrers gehört. Die Erfahrung sagt: Wo Buchungsvorgänge zentralisiert wurden, muss oft in den Pfarrämtern weiterhin viel Vorarbeit geleistet und alles dokumentiert werden, damit man den Überblick behält. Und wo Aufgaben abgegeben werden, aber die Verantwortung vor Ort bleibt, muss auch das nötige Wissen für die Kontrolle vor Ort sein – und alle Fakten. Auch eine Art von doppelter Buchführung!

Hausmusik

Es war und ist ein gewaltiges Projekt: Die lange verschobene Sanierung der Pfarrhäuser. Nachdem PfarrerInnen im gemeindlichen Dienst in aller Regel eine Pfarrdienstwohnung bewohnen müssen, muss die Kirche auch dafür sorgen,

dass Haus oder Wohnung nach heutigen Standards in einem guten Zustand ist. Dafür waren große Anstrengungen nötig, auch angesichts des Sanierungsstaus. Viel ist geschafft – beileibe nicht alles. Und wer selbst eine Immobilie hat, weiß, dass immer wieder etwas daran zu tun sein wird. Im laufenden Jahr wurden bereits 10 Mio. Ausbezahlt. Damit ist der Pfarrhausfonds vor Jahresablauf auf 14 Mio. abgeschmolzen, von denen Einiges sicher bereits verplant ist.

Aufgrund schwindenden Mittel und die hohen Kosten vor allem bei denkmalgeschützten Gebäuden, wurde eine Obergrenze für die Förderung von 200.000 € beschlossen. Darüber hinausgehende Kosten sind vor allem von den Kirchengemeinden aufzubringen – und bringen einige auf ganz neue Sparideen. Als Gemeindepfarrerin, die einen Haushalt zu verantworten hatte, kann ich gut verstehen, wie nötig es ist, die Kosten, die über die dafür gebildeten Rücklagen hinausgehen, so gering wie möglich zu halten. Die Vorstellung als neue Pfarrerin mit meinem Kirchenvorstand über die Notwendigkeit eines neuen Waschbeckens oder nicht-gesprungener Fliesen diskutieren zu müssen, ist aber mindestens ebenso unangenehm, wie ein überzogener Haushalt. Und als 2. Vorsitzende ärgere ich mich, wenn gemeinsam erarbeitete Standards der Pfarrhausrichtlinien mit solchen Limits teilweise in der Praxis unterlaufen werden.

... mit Paukenschlag

Aufgrund der Residenzpflicht spielen die Informationen zum Pfarrhaus bei einer Bewerbung durchaus eine Rolle, schließlich sollen ja alle Mitglieder einer Pfarrfamilie darin leben. Seit einigen Jahren gibt es allerdings immer wieder unliebsame Überraschungen nach dem Stellenantritt und Umzug, die eigentlich längst geplant waren. Und es gab auch KollegInnen, die ihre Bewerbung aufgrund kurzfristig verordneter Interimslösungen für unbestimmte Zeit, massiver Veränderungen im Wohnungszuschnitt, Verringerung der Anzahl der zur Verfügung stehenden Zimmer und anderer Zumutungen zurückgezogen haben.

Wir haben eine Änderung angemahnt, doch die neue Art der Ausschreibung – »vorbehaltlich Baufallschätzung« – ist nicht gerade eine vertrauensbildende Maßnahme. So verständlich das Anliegen, sich selbst aus der Schusslinie

zu nehmen, so ärgerlich ist es, dass die Probleme mit der Renovierung der Pfarrhäuser nicht gelöst, sondern die Unwägbarkeiten mit einer allgemeinen Warnung festgeschrieben wurden. Mir ist bewusst, dass Ausschreibungen immer auch Werbung für eine Stelle sind, aber dennoch ist Verlässlichkeit bei der Frage des künftigen Wohnens dringend nötig, wenn Stellenwechsel und das Wohnen im Pfarrhaus attraktiv sein sollen. Das gilt auch für die Frage, ob überhaupt ein Pfarrhaus im Eigentum der Kirchengemeinde bezogen werden kann oder ein Objekt angemietet werden muss. Gerade bei zweiten Pfarrstellen in Ballungsräumen ist das zunehmend der Fall. Die Kanzlei GMDP in Mannheim hat mir zugesagt, auch hier die zu versteuernden Mietwerte zu überprüfen.

Marschmusik

Seit einem Jahr gilt die 15-Jahres-Regelung. Glücklicherweise sind wir darüber nicht. In unserem leider erfolglosen Kampf dagegen, haben wir deutlich gemacht, dass wir das Verfahren für problematisch und im besten Fall unnötig halten. Nun kann ich erleichtert sagen, dass bisher in keinem Fall ein Kirchenvorstand oder ein anderer dazu Berechtigter ein Versetzungsverfahren nach der neuen Regelung beantragt hat. Das zeigt zum einen die hohe Zufriedenheit zum anderen wenig Bereitschaft in dieser Weise in Leben und Berufsbiografie der PfarrerInnen einzugreifen. Die mit den nötigen Beschlüssen im Landeskirchenamt eingegangenen Rückmeldungen einzelner Kirchenvorstände machen auch deutlich, wie wenig sie vom Verfahren und der ihnen dabei zugeordneten Rolle halten. Sie reichen von »fühlen uns unzuständig« bis »unwürdiges Verfahren«.

Da capo

Womit wir wieder beim Berufsbild wären. Trotz aller notwendigen Freiheit, die es um der Verkündigung wizu bewahren gilt, werden wir an einer Begrenzung des konkreten Dienstes nicht vorbeikommen. Ich sage das als eine, der solche Begrenzung selbst schwer fällt und die sich ungern in ein Korsett zwingen lassen würde: Dienststörungen könnten eine Lösung sein. Aber nur, wenn sie nicht als Instrument zur Gängelung verstanden werden, sondern als Hilfe den Dienst zu beschreiben, strukturieren und begrenzen – so hat es eine Arbeits-

gruppe aus Juristen, DekanInnen, einem Oberkirchenrat, einem Mitarbeiter der Personalabteilung und Vertretern der Pfarrerkommission erarbeitet. So hat es auch der Landeskirchenrat ursprünglich beschlossen – der Landessynodalaus-schuss leider nicht!

Inzwischen gibt es eine überarbeitete Fassung. Sie gibt als Ziel an: »Die Arbeitsbelastung in einem angemessenen Maß halten«. Daraus kann ich nur schließen, dass man auf das Wort »begrenzen« bewusst verzichten wollte. Ich bin überzeugt, KOVD Dr. Walther Rießbeck hat recht, wenn er sagt, das sei ein Rechtsbegriff und meine das gleiche – mich stimmt allerdings misstrauisch, dass der LSA das offenbar anders sieht. Da Verordnungen auch von Nicht-Juristen gelesen und angewandt werden, halte ich die noch ausstehende Arbeit an den Musterdienstordnungen für entscheidend, wenn verhindert werden soll, dass jeder einzeln verhandeln muss, was noch angemessen ist. Es ist zu erwarten, dass darum nun tatsächlich über Zeit und Arbeitszeit gesprochen wird. Das löst einige Ängste aus. Ziel kann dabei weder eine Stechuhr mit der dazu passenden Mentalität sein, noch Listen zum Abarbeiten nebst Kontrolle, ob jemand die veranschlagten Stunden auch vollständig gebraucht hat – oder ob Überstunden geleitet wurden. Statt dessen sollen Zeitkontingente für alle Aufgabengebiete ausgewiesen werden; die Zahl der Kasualien und der Gottesdienste pro Jahr kann dabei z.B. für eine Gesamtberechnung dienen, in die Gespräche, Vorbereitung usw. mit einbezogen sind – und mit einem Mittelwert pro Woche angegeben werden. Dabei wird darauf zu achten sein, dass dieser Rahmen für die Arbeit solide und realistisch berechnet wird. Im Zweifel darf über den Wegfall von Aufgaben nicht nur nachgedacht werden.

Nach dem, was in verschiedenen Landeskirchen auf den Tischen liegt reden wir immerhin von einer Arbeitszeit von 54 Stunden! Das sind 6 mehr, als die EU für leitende Angestellte als Obergrenze vorsieht. Zu verantworten ist das überhaupt nur, wenn in diesen Stunden die notwendige unverplante Zeit für Unvorhergesehenes eingerechnet ist. In der aktuell in Thüringen diskutierten Fassung sind das 20%. Und das sind nicht die Kasualien – die werden über ein Jahresmittel (da ist dann die Statistik tatsächlich mal für etwas gut) eingerechnet. Außerdem wird nachgedacht, wie sich Fahrzeiten, die sich gerade in

der Diaspora sehr bemerkbar machen, einrechnen lassen. Ähnliche Überlegungen gibt es auch im Rheinland. Hier rechnet die Pfarrvertretung mit 41 Wochenstunden!

Damit am Ende Dienstordnungen herauskommen, die mehr sind als Schmuckblätter in einem Ordner und Zusatzarbeit beim Erstellen, ist von den Dekanen darauf zu achten, dass nicht um die Stundenzahl einzuhalten Zeiten in einzelnen Arbeitsbereichen gekürzt werden, nicht aber die Arbeit. Ich erinnere mich an ein Gespräch in einem Kirchenvorstand zu Schwerpunkten auf der Pfarrstelle. Zu vergeben waren 54 Wochenstunden Arbeitszeit. Eine Lehrerin legte zu den 6 Schulstunden 3 Stunden Vorbereitungszeit. Gefragt, wieviel dafür bei ihr veranschlagt würde, sagte sie, sie habe je Unterrichtsstunde eine Stunde. Aber hier wäre dann wäre schon zu viel Zeit belegt. Auch eine Möglichkeit. Aber damit wirklich etwas Gutes herauskommt, bleibt nur, die Quantität gemeinsam einzugrenzen, damit die Qualität zu ihrem Recht kommt. Klare Grenzen sind besonders dort nötig, wo Einschnitte im Stellenumfang gemacht wurden. Aber auch in anderen Gemeinden wird so verdeutlicht, was vom jeweiligen Pfarrer oder der Pfarrerin zu erwarten ist und was nicht. – und es ist Aufgabe der DekanInnen das entsprechend zu kommunizieren.

Notfallseelsorge

Wir beobachten mit Sorge, dass in Stellenausschreibungen im Kirchenkreis Bayreuth Notfallseelsorge als fester Bestandteil der Arbeit offenbar flächendeckend vorausgesetzt wird.

Dabei fällt auf, dass nirgendwo definiert ist, was mit Notfallseelsorge im konkreten Fall gemeint ist. Die Erfahrungen und Regelungen im Kirchenkreis wie in der gesamten Landeskirche sind höchst unterschiedlich.

Gegen seelsorgerliche Einsätze innerhalb der eigenen Gemeinde – auch in schweren Krisen – ist dabei gar nichts einzuwenden. Notfallseelsorge umfasst aber vordringlich besondere Extremsituationen. Eine Arbeit, für die es nicht umsonst eine spezielle Ausbildung und Begleitung gibt – oder jedenfalls geben sollte. Dieser besondere Dienst muss eigens geregelt werden – nicht verordnet. Er braucht gute Rahmenbedingungen von Ausbildung bis Supervision, nicht zu vergessen Entlastung für die Zeiten, in denen jemand Dienst hat. Darauf

werden wir bei der Überarbeitung der Notfallseelsorgeordnung achten.

Ein Notrufsystem, das sofortiges Reagieren voraussetzt, verträgt sich nicht mit dem beruflichen Alltag eines Gemeindepfarrers, der in Unterricht, bei Kasualien und Gottesdiensten, aber auch bei seelsorgerlichen Gesprächen nicht einfach alles stehen und liegen lassen kann – und nach einem Einsatz auf der Autobahn oder anderen Nachfahrten auch nicht um 8 Uhr morgens in einer Schulklasse Unterricht halten müssen sollte, als sei nichts geschehen.

Aber sonst gesund ...

KR Weigelt hat es uns mit seinem Referat auf der Herbsttagung verdeutlicht: Zufriedenheit und Gesundheit speisen sich aus der Sinnhaftigkeit dessen, was wir tun, aus einer auch auf Dauer lebbaren Arbeitsbelastung, aus Strukturen, die helfen, statt zu stören, aus Motivation, Können, Arbeitswillen – und der richtigen Stelle für den jeweiligen Menschen.

Wir brauchen also gut ausgebildete PfarrerInnen, dazu klare Belastungs- und Anspruchsgrenzen und die Bereitschaft uns nicht selbst zu überschätzen und überfordern, aber auch Anerkennung und die Möglichkeit das zu tun, was wir gelernt haben, mit aller Zeit, die dafür nötig ist, gut vorbereitet und mit Freude an der Arbeit. Wir brauchen Zeit für das, was den Beruf ausmacht. Zeit zu reagieren auf das, was gerade dran ist, für Theologie, für Lesen und Nachdenken – nicht zuletzt fürs Beten. Und wir brauchen ein neues Bewusstsein für die schwierige Mischung von beruflich und privat. Es ist oft kompliziert, Arbeit und Familie zusammenzubringen. Das liegt nicht nur an der Menge von Terminen. Wir arbeiten, wenn andere frei haben. An den Abenden, den Wochenenden, den Feiertagen... Und die eigene Familie? Definierte, abgesicherte freie Zeit wird darum immer wichtiger. Dazu braucht es Selbstdisziplin, aber auch Strukturen – und Hilfe von denen, die die Dienstaufsicht haben.

Sound of silence

Eigentlich wollte ich an dieser Stelle die neue Pfarrerurlaubsverordnung präsentieren. Leider liegt der Entwurf nach vielen Vorarbeiten auch von unserer Seite vorerst auf Eis. Anfang nächsten Jahres soll es aber so weit sein.

Sollten wir uns mit unseren Vorschlägen

durchsetzen, wäre vieles einfacher und transparenter geregelt. Vikare bekämen ebensoviel Urlaub wie alle anderen, der freie Tag wäre klar geregelt, wir bekämen damit eine 6-Tage-Woche, dazu ein freies Wochenende im Monat. Das Paradox, dass es für Dienst an Feiertagen ausgleichsfrei gibt, für frei am selben Tag aber Urlaub einzubringen ist, wäre auch aus der Welt. Außerdem würden die Möglichkeiten erweitert, Urlaub auch außerhalb der Ferienzeiten zu nehmen. Nur so lässt sich erreichen, dass alle trotz der gemeindlichen Verpflichtungen und der nötigen Vertretung ihren Urlaub tatsächlich nehmen

können – und dabei der Verpflichtung nachkommen 3 Wochen zusammenhängend einzubringen. Außerdem sollte analog zur staatlichen Regelung eine Ansparmöglichkeit für einen Teil des nicht genommenen Urlaubs bestehen. Was wir erreichen wollen sind gute, transparente Regelungen, damit der Gemeindedienst attraktiv bleibt. Schließlich rechnen wir auch in Zukunft noch mit einer Kirche, in der wir alle gebraucht werden.

*Für den Hauptvorstand Corinna Hektor,
2. Vorsitzende*

Bericht auf der Herbstversammlung in Nürnberg am 7. Oktober 2013

braucht: Antijudaismus und Antisemitismus. Unter Antijudaismus wird eine im Wesentlichen religiös begründete Haltung verstanden, die sich gegen das Volk Israel richtet, und ihm abspricht, das von Gott erwählte Volk zu sein. Der Begriff Antisemitismus ist erstmals belegt bei dem Rassisten Wilhelm Marr 1879. Dabei hat »semitisch« ursprünglich nichts mit Rasse zu tun. Das Wort hat sich dennoch eingebürgert, es umfasst religiöse, politische, wirtschaftliche, soziokulturelle, biologisch-rassistische und pseudoreligiöse Elemente. In der jüngeren Antisemitismusforschung wird die Frage diskutiert, inwiefern der moderne Antisemitismus mit dem christlichen Antijudaismus zusammenhängt. Gewiss ist der moderne Antisemitismus nicht ein notwendiges Ergebnis des christlichen Antijudaismus. Gleichwohl gibt es ein unleugbares Fortwirken christlich-antijüdischer Denkstrukturen im eliminatorischen Antisemitismus des 19./20. Jahrhunderts. Wird die Unterscheidung Antijudaismus – Antisemitismus getroffen, um damit die Schuldgeschichte von Theologie und Kirche zu minimieren, ist sie abzulehnen, denn es gibt einen eindeutigen Zusammenhang. Darüber hinaus begegnen antijüdische biologische und rassistische Elemente bereits im Mittelalter. Man kann dies mit »Proto-Antisemitismus« oder »Frührassismus« bezeichnen.⁴

1. Antiker Antijudaismus

Judenfeindschaft ist keine christliche Erfindung; es gab sie schon vor der Ent-

⁴ Vgl. zur Sache Christian Wiese, »Gottesmörder-Blutsauger-Fremde«. Die politische Dimension des christlichen Antijudaismus von der Frühen Neuzeit bis zur Schoa, epd-Dokumentation 10, 2003, 25-40. Zu Martin Luther s. Thomas Kaufmann, Luthers »Judenschriften« Ein Beitrag zu ihrer historischen Kontextualisierung, Tübingen 2011 (Zusammenfassung S. 128-133).

Judenfeindschaft als Problem des Neuen Testaments und der Kirche

update Die Frage¹ »Judenfeindschaft im Neuen Testament?« trifft ins Herz christlicher Theologie. In der Erklärung der ELKB von 1998 wird Antijudaismus »als dem innersten Wesen des christlichen Glaubens entgegengesetzt« bezeichnet. Daher wird gefolgert, es gehöre zu den »ureigensten Aufgaben der Kirche, sich von jeglicher Judenfeindschaft loszusagen, ihr dort, wo sie sich regt, zu widerstehen und sich um ein Verhältnis zu Juden und zu jüdischer Religion zu bemühen, das von Respekt, Offenheit und Dialogbereitschaft geprägt ist.«² Es war ein langer Weg, den heutigen Stand der Diskussion zu erreichen.

Ein christlicher Theologe, der sich schon relativ früh mit diesem Problem beschäftigt hat, Gregory Baum, schreibt: »Der anti-jüdische Zug ist tiefer im Christentum verwurzelt, als man zunächst meinte.«³ Die entscheidenden Ursachen erkennt er in zwei Faktoren: In dem Verständnis Jesu als Messias und in der christlichen Position, das Judentum als erwähltes Volk abgelöst zu haben. Beide Faktoren schlossen eine »Negierung der Juden« ein und ließen dem Judentum »keinen geistigen Raum« (ebd.). Bevor wir der Frage nachgehen, ob es Judenfeindschaft bereits im NT gibt, muss noch eine Bemerkung zur Terminologie erfolgen. In der Diskussion werden in der Regel zwei Begriffe ge-

¹ Eine für eine andere Leserschaft modifizierte Fassung dieses Beitrags findet sich im Materialdienst Materialdienst der EZW 76/11 (2013), 403-412.

² Erklärung zum Verhältnis von Christen und Juden, 24.11.1998, in: H.H. Henrix / W. Kraus, Hg., Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1986-2000, Gütersloh 2001, 807-814: 810.

³ Gregory Baum, Geleitwort zu: Charlotte Klein, Theologie und Anti-Judaismus. Eine Studie zur deutschen theologischen Literatur der Gegenwart, ACJD 6, München 1975, 8f. Mit dieser Äußerung wendet sich Baum auch gegen seine eigene Position, die er in seinem Buch Die Juden und das Evangelium. Eine Überprüfung des Neuen Testaments, Einsiedeln 1963, vertreten hat.

Aufruf des Wahlausschusses

Wahlvorschläge für die Neuwahl der beiden Vorsitzenden

Nach Ablauf der Wahlperiode müssen die beiden Vorsitzenden unseres Vereins neu gewählt werden. Diese Wahl findet durch die Versammlung der Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer anlässlich der Frühjahrstagung **am 20. Mai 2014** statt.

Wir bitten, die Mitglieder des Vereins, **Wahlvorschläge** für das Amt des/der 1. Vorsitzenden sowie des/der 2. Vorsitzenden zu machen. Vorschläge müssen **bis zum 31. Dezember 2013** schriftlich beim Leiter des Wahlausschusses Dekan i.R. Heinz Haag, Am Traugraben 3, 97342 Marktsteft, Telefon 09332 - 59 33 52 50, 59 33 52 60, heinz-haag@gmx.de eingegangen sein. Der endgültige Wahlvorschlag wird im **KORRESPONDENZBLATT** veröffentlicht.

Für den Wahlausschuss: Heinz Haag, Marktsteft

stehung des Christentums und auch außerhalb des christlichen Bereiches. Beispiele aus der Septuagintafassung des biblischen Esterbuches (Est 3,8f.13 + 13a-e LXX), aus Schriften des römischen Geschichtsschreibers Tacitus (Historien V,3-5), des römischen Schriftstellers Juvenal (6. Satire, 542ff) und vieler anderer antiker Autoren können dies belegen. Flavius Josephus, der jüdische Historiker, der am Ende des 1. Jhs. n.Chr. schreibt, berichtet in seiner Schrift Gegen Apion (2,91-96) von einem Ritualmordvorwurf gegenüber Juden.⁵

Aus den antik-paganen Belegen geht hervor: Antike Judenfeindschaft ist religiös und sozial motiviert. Sie entsteht vor allem aufgrund der Besonderheit der Juden: Sie glauben nur an einen Gott und nicht an eine Vielzahl von Göttern, sie feiern den Sabbat und lehnen griechische Sitten ab, sie halten an der Beschneidung fest und verzichten auf bestimmte Speisen usw. Kennzeichen antik-paganer Judenfeindschaft ist aber auch, dass sie kein dominierendes Element darstellt. Sie taucht nicht durchgehend, sondern sporadisch auf.

Christliche Feindschaft gegen Juden und Judentum stellt seit dem 2. Jh. n.Chr. – von Ausnahmen abgesehen – ein Kontinuum dar. Man definiert seine eigene Identität in Abgrenzung vom Judentum. Christliche Theologie hat die Judenfeindschaft über Jahrhunderte hinweg religiös vertieft, kulturell verfestigt und soziologisch verbreitert. Sie hat damit ein Klima geschaffen, das bei vielen Menschen zur Ablehnung alles Jüdischen führte. Dieses Erbe kann sich dann auch in »Gedankenlosigkeiten« niederschlagen wie etwa dem Ausdruck »Pharisäer« für einen Cocktail aus Kaffee und Schnaps. Damit hat das Christentum eine entscheidende Voraussetzung für den militant-rassistischen, eliminatorischen Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts geschaffen.

2. Zur Entstehung christlicher Judenfeindschaft

2.1. Die Anfänge

Die Wurzeln des christlichen Antijudaismus reichen zurück bis in die Frühzeit der Kirche. Das Christentum hat seinen Ursprung innerhalb des Volkes Israel. Jesus wurde als Jude geboren und lebte als Jude. Die Jünger und Jüngerinnen

⁵ Vgl. zur Sache Peter Schäfer, *Judenhaß und Judenfurcht: Die Entstehung des Antisemitismus in der Antike*, Verlag der Weltreligionen 2010.

Jesu waren jüdische Menschen. Paulus, der Heidenapostel, war Jude und hat das häufig betont (Röm 11,1; 2Kor 11,22f; Gal 1,13f, Phil 3,5f). Die Urgemeinde verstand sich als Gruppierung innerhalb des Gottesvolkes Israel – keineswegs als neue Religion.

Mit dem Hinzukommen von Nichtjuden zur frühchristlichen Gemeinschaft tauchte ein Problem auf. Die Frage, welche Stellung sie in der Gemeinde haben sollten: Ob sie erst zum Judentum übertreten müssten, um dann zur Gemeinde gehören zu können, ob sie die grundlegenden jüdischen Regeln einzuhalten hätten (vor allem Speisegebote, Sabbat und Feste), ob sie den jüdischen Gemeinemitgliedern gleichgestellt sein sollten usw. – all das war Gegenstand lebhafter Auseinandersetzung (vgl. Gal 2,1-10.11-15; Apg 15,1-29; Röm 14).⁶ Aber das Leben der Gemeinschaften von Menschen, die Jesus als Messias bekannten, spielte sich noch viele Jahrzehnte innerhalb des jüdischen Bereiches ab. Die Existenz und die Bedeutung von Gemeinden, die sich weitgehend oder mindestens teilweise aus Menschen rekrutierten, die aus dem Judentum kamen – also die sog. Judenchristen –, wird in der neueren Forschung zunehmend betont. Ihre Relevanz für die Geschichte des Urchristentums wird anders als noch vor einigen Jahrzehnten intensiver wahrgenommen. Damit rückt auch der Termin für das definitive Auseinandergelangen der Wege weiter nach hinten.⁷

Nach heutiger Erkenntnis lassen sich die Entstehung des Christentums als selbständiger Religion und die des rabbinischen Judentums als parallel verlaufende Prozesse verstehen.⁸ Beide nehmen in Anspruch, auf dem Boden der biblischen Überlieferung zu stehen.

⁶ Vgl. zur Sache Wolfgang Kraus, *Zwischen Jerusalem und Antiochia. Die »Hellenisten«, Paulus und die Aufnahme der Heiden in das endzeitliche Gottesvolk*, SBS 179, Stuttgart 1999.

⁷ Vgl. zur Sache Edwin Broadhead, *Jewish Ways of Following Jesus. Redrawing the Religious Map of Antiquity*, WUNT 266, Tübingen 2010.

⁸ Vgl. dazu (als kleine Auswahl) Alan F. Segal, *Rebecca's Children: Judaism and Christianity in the Roman World*, Cambridge (Mass.) 1986; Isarel Yuval, *Zwei Völker in deinem Leib. Gegenseitige Wahrnehmung von Juden und Christen*, Göttingen 2007; Daniel Boyarin, *Rethinking Jewish Christianity: An Argument for Dismantling a Dubious Category (to which is Appended a Correction of my Border Lines)*, JQR 99, 2009, 7-36; Peter Schäfer, *Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentum*, Tübingen 2010.

Beide haben die biblische Überlieferung im Hintergrund, sind aber nicht damit identisch. Insgesamt lässt sich die Geschichte der frühen Christenheit als eine Geschichte der Selbstdefinition im Gegenüber zu Juden- und Heidentum verstehen.

2.2. Identität durch Abgrenzung

Wenn eine neue religiöse Gemeinschaft entsteht, gehen mit dem Prozess der Identitätsfindung in aller Regel Polemik, Vorwürfe, Unterstellungen und Abgrenzungen gegenüber anderen einher. Jesus selbst hatte keineswegs die Absicht, eine neue Religionsgemeinschaft zu gründen. Er wollte durch seine Botschaft von der nahen Gottesherrschaft Israel als endzeitliches Zwölf-Stämme-Volk sammeln. Seine Botschaft war deshalb auch ein Ruf an seine Zeitgenossen zur Umkehr hin zu Gott. Dieser Umkehrruf Jesu war nicht frei von Kritik an Umständen oder Personen seiner Zeit, aber er war von einer nicht hinterfragbaren Solidarität mit Israel getragen. Nirgends stellte Jesus die Erwählung Israels grundsätzlich in Frage.

Dies änderte sich in dem Augenblick, als die Wege von Christen und Juden begannen auseinander zu gehen. Manche kritische Spitze in der Botschaft Jesu wurde in späterer Zeit verschärft bzw. ins Grundsätzliche gezogen. Ebenso wurden Diskussionspartner Jesu zu böswilligen Gegnern, und Streitgespräche, wie sie bei Rabbinen üblich waren, wurden zu feindseligen Auseinandersetzungen zwischen Jesus und »den Juden« hochstilisiert. Dies lässt sich an den neutestamentlichen Texten im Einzelnen nachweisen. Ein Beispiel hierfür ist das Gespräch Jesu mit einem Schriftgelehrten in Mk 12,28-34 und seine Aufnahme und Weiterführung in Mt 22,34-40. Der positive Schluss ist bei Mt völlig weggefallen.

2.3. »Antijüdische« Aussagen als Indizien für aktuelle Auseinandersetzungen

In der Auslegung des Mt-Evgl stehen sich gegenwärtig (grob gesprochen) zwei Positionen gegenüber: Die einen gehen davon aus, die mathäische Gemeinde habe jüdische Wurzeln, habe sich aber inzwischen vom Judentum getrennt. Die im Evangelium begegnenden polemischen Aussagen gegen Juden seien zu verstehen als Versuch, diese Ablösung zu verarbeiten.

Die anderen Mt-Forscher gehen davon aus, dass sich die Gemeinde nach ihrem Selbstverständnis noch immer im Rahmen des Judentums versteht. Die

Diskussionen um die Auslegung der Tora passen in der Tat völlig in den zeitgenössischen halakhischen Diskurs. Die Aussagen gegen Juden sind dann zu verstehen als innerjüdische Polemik. Insbesondere die Pharisäer und Schriftgelehrten stellen die aktuellen Konfliktpartner dar. Die Auseinandersetzung ist deshalb so scharf, weil beide um das biblische Erbe kämpfen und sich als dessen rechtmäßige Interpreten ansehen. Von Jesus selbst stammt die Polemik in beiden Fällen nicht. Vielmehr stellen sie eine Neuinterpretation der Jesusüberlieferung in späterer Zeit unter veränderten Verhältnissen dar. Solche Rückprojektionen vermitteln jedoch den Eindruck, Jesus selbst habe sich mit seinen Gesprächspartnern in einem unüberbrückbaren Dissens befunden. Einen Eindruck solcher Neuinterpretation vermittelt ein Vergleich des Gleichnisses vom großen Gastmahl (Lk 14,16-24) mit dem Gleichnis von der königlichen Hochzeit (Mt 22,1-14). Ein Gleichnis Jesu, das bei beiden im Hintergrund steht, wird hier nicht nur dokumentarisch wiederholt, sondern weiterinterpretiert.

Von Antijudaismus lässt sich hier m.E. jedoch nicht sprechen. Es geht um innerjüdische Polemik. Was die Schärfe der Formulierungen angeht, so vergleiche man die Polemik, mit der Anhänger der Essener den Jerusalemern begegnen. Und schließlich: Mt hat die gleiche Schärfe in den Formulierungen, wie sie gegenüber Pharisäern und Schriftgelehrten begegnen, auch gegenüber denjenigen in der eigenen Gemeinde, die dem Willen des himmlischen Vaters nicht nachkommen (vgl. Mt 7,15-20.21-27; 22,1-14; 25,1-13.14-30).

2.4. »Antijüdische« Aussagen als Verarbeitung der Ereignisse des Jahres 70

Die bereits genannte Bibelstelle (Lk 14,16-24 bzw. Mt 22,1-14) weist auf ein Problem hin, das nicht nur für das Verhältnis der werdenden Kirche zum zeitgenössischen Judentum, sondern auch für das Judentum selbst eine nicht zu überschätzende Bedeutung hatte: die Zerstörung des Tempels, 70 n.Chr. Mit diesem Ereignis wurde das Judentum seines bisherigen religiösen Zentrums beraubt. Was in der Folge zu geschehen hatte, war eine Neudefinition des Judentums ohne Tempel. In dieser Phase der Entstehung des rabbinischen Judentums erfolgt die endgültige Ablösung der christlichen Gemeinschaft vom Judentum. Es handelt sich dabei um eine Doppelbewegung: Abstoßung

und Selbstabgrenzung. Beide, Juden wie Christen, verstehen sich als legitime Erben des biblischen Israel, des Volkes, das Gott erwählt hat. In Mt 22,7 schlagen sich die Ereignisse des Jahres 70 explizit nieder.

2.5. »Antijüdische« Aussagen als Verarbeitung der traumatischen Erfahrung der Trennung

Die Formulierung »aus der Synagoge ausgestoßen werden« findet sich im NT nur im Joh-Evgl (9,22; 12,42; 16,2). Dahinter scheint eine konkrete Erfahrung zu stecken, die die Gemeinde des Johannes hinter sich hat. Darin dürfte ein entscheidender Grund liegen, warum die antijüdische Polemik im Joh-Evgl so scharf ist. An vielen Stellen bei Johannes begegnen »die Juden« als generische Einheitsfront. Sie sind Gegner Jesu, Widersacher der Gemeinde und Repräsentanten der gottfeindlichen »Welt« (W. Trilling). Bei den heftigen Auseinandersetzungen, die Jesus im Joh-Evgl mit »den Juden« führt, berufen sich diese auf ihre Abrahamskindschaft. Der johanneische Jesus antwortet darauf mit ungeheurer Schärfe: »Die Juden« könnten deshalb keine Abrahamskinder sein, weil sie Jesus zu töten trachteten. Sie könnten die Wahrheit, die er verkörpert, nicht ertragen, deshalb sei ihr Vater nicht Abraham, auch nicht Gott, sondern vielmehr – der Teufel (Joh 8,31-47).

Jesus hat diese Rede so nie gehalten. Sie spiegelt vielmehr die Auseinandersetzung der johanneischen Gemeinde – die sicher in der Minderheit war – mit dem zeitgenössischen jüdischen Umfeld wider. Aber selbst wenn man verstehen

kann, wie es zu dieser Schärfe der Auseinandersetzung kommen konnte: Johannes hat einen Satz mit verheerender Wirkung formuliert.

Ist Joh deshalb als Antijudaist zu bezeichnen? Ich wäre hier vorsichtig, denn folgendes lässt mich zögern: 1. Es gibt auch positive Aussagen bei Joh, die Stelle 4,22 z.B. Die Negation bei Joh überwiegt zwar, aber sie ist nicht durchgängig. 2. Joh versteht sich selbst als »Israelit« und verwendet diese Bezeichnung wie einen Ehrentitel: Joh 1,47 (Nathanael). 3. Die polemische Schärfe gegenüber Juden findet sich – ähnlich wie bei Mt – auch gegenüber anderen Ungläubigen.⁹

2.6. Unterschiedliche Akzente im Neuen Testament als Hinweis auf ein un abgeschlossenes Problem

Vergleicht man die vier Evangelien und ihre jeweilige Haltung zu Juden und Judentum, so fällt auf, dass die Evangelien, die die größte Nähe zum Judentum aufweisen (Mt und Joh) die schärfste Polemik gegen Repräsentanten des Judentums enthalten.

Die Schriften des Neuen Testaments zeigen im Einzelnen unterschiedliche Haltungen zum Judentum. Neben expliziten Polemiken finden sich Schriften, die geradezu von einer »Israelvergessenheit« (N. Brox) gekennzeichnet sind, etwa der 1Pet. Hier scheint das Judentum auch als historische Wurzel kaum mehr eine Rolle zu spielen. In fast allen ntl. Schriften werden Bezeichnungen, die traditionell dem Volk Israel gelten,

⁹ Vgl. zum Problem Wolfgang Kraus, Johannes und »die Juden«, Göttinger Predigtmeditationen 102, 2013, 125-133.

In
Gundelsheim
ist das
Pfarrhaus
inklusive Gartennutzung
ab Juli 2013

wieder zu vermieten

in herrlicher Lage im »Golddorf Gundelsheim«
mit wunderschönem Blick auf den Hahnenkamm und ins Altmühltal.
Die Mietbedingungen werden im Einvernehmen mit dem Kirchenvorstand
nach Besichtigung des Objekts festgelegt.

Bei Interesse Terminabsprache unter Tel.: 09834 – 96811

bzw. schriftlich an:

Pfarramt Theilenhofen

Hauptstr. 27

91741 Theilenhofen

oder per email: evkirche.theilenhofe@gunnet.de

auf die christliche Gemeinde übertragen: Volk Gottes (Hebr 4,9-11), Eigentumsvolk, (1Petr 2,9), Priester für Gott (Offb 1,6) usw. Das kann zum einen Anknüpfung, zum andern aber auch Enteignung bedeuten. Die Variationsbreite im NT ist groß. Eine einheitliche Position lässt sich nicht ausmachen. Die Studie der EKD »Christen und Juden II« von 1991 stellt in diesem Zusammenhang zu Recht fest, dass sich hinter der Vielfalt der Haltungen im NT zu Israel und Judentum »ein ... nicht abschließend gelöstes Problem verbirgt«¹⁰

2.7. Paulus: Kontinuität und Selbstkorrektur

Es gibt im Neuen Testament auch den Fall, dass ein Autor frühere Aussagen später korrigiert: Paulus. In 1Thess 2,14-16 bricht Paulus völlig unvermittelt in eine wüste Polemik gegen »die Juden« aus. Versuche, die Passage als spätere Interpolation zu verstehen, haben sich nicht bewährt. Dahinter steht die Sorge um die Gemeinde in Thessalonich, die sich Verfolgungen ausgesetzt sieht, so wie Paulus selbst und andere seinerzeit die Gemeinden in Judäa verfolgt haben. Er benutzt dabei Stereotypen, wie sie sich auch im paganen Antijudaismus finden: Die Juden seien allen Menschen feind etc.

Gott sei Dank waren die Verse im 1Thess und auch das, was er im Gal (bes. 4,21-31) ausführt, nicht das letzte Wort des Paulus über das jüdische Volk. Vielmehr hat Paulus in Röm 9-11; 15,7-13, seine Stellung zu Israel breit entfaltet und darin auch seine frühere Polemik korrigiert.¹¹

2.8. Die Weiterentwicklung des christlichen Antijudaismus

Es geht nach dem bisher Gesagten kein Weg daran vorbei festzustellen: Die Grundlagen für den christlichen Antijudaismus wurden im Neuen Testament gelegt, auch wenn man das Neue Testament selbst nicht als antijüdisch bezeichnen darf.

Das weitergehende Problem der neutestamentlichen Polemiken gegen Juden und Judentum besteht darin, dass das Bild, das man sich von den Juden durch die Jahrhunderte hindurch machte – auch von den jüdischen Zeitgenossen, mit denen man zusammen lebte – anachronistisch jeweils direkt aus dem NT gewonnen wurde. Die neutestament-
¹⁰ Vgl. EKD-Studie »Christen und Juden II«, hg. vom Kirchenamt der EKD, Gütersloh 1991, 53.
¹¹ Vgl. hierzu im Einzelnen Wolfgang Kraus, Das Volk Gottes. Zur Grundlegung der Ekklesiologie bei Paulus, WUNT 85, Tübingen 1996, bes. §9 und §12.

lichen Aussagen über Juden und Judentum wurden als Wesensaussagen genommen und unreflektiert wiederholt. Deshalb ist es zum Verständnis des christlichen Antijudaismus als einer Voraussetzung des modernen Antisemitismus nötig, sich mit dem Neuen Testament zu beschäftigen.

Ab dem 4.Jh. wurde das Christentum (unter Konstantin) im römischen Reich zur staatlich geförderten Religion, ab Theodosius zur Staatsreligion. Das bedeutete für die Kirche u.a. einen großen Machtzuwachs. Aus den Verfolgten konnten nun Verfolger werden. Juden wurden durch staatliche Verordnungen zunehmend benachteiligt. Neben diesen staatlichen Verordnungen breitete sich in der Kirche zunehmend eine Haltung gegen Juden aus, die von folgenden Elementen gekennzeichnet war:¹²

- Die Juden sind schuld am Tod Jesu und tragen daher ein bleibendes Stigma.
- Die Verhaltensweisen von Juden in der Passion Jesu sind Charakterzüge der Juden schlechthin.
- Die Juden sind moralisch minderwertig.
- Die Erwählung des jüdischen Volkes als Volk Gottes ist auf die Christenheit übergegangen, die Juden stehen unter dem Gericht Gottes.
- Das äußere, sichtbare Kennzeichen für die Verwerfung der Juden durch Gott als erwähltes Volk ist die Diasporaexistenz. Diese Kennzeichen lassen sich durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen und sind Ausdruck des christlichen Antijudaismus, wie er bis ins 20. Jh. feststellbar ist.

3. Hermeneutische Überlegungen

Wie gehen wir mit dem aufgezeigten Sachverhalt heute um? Was machen wir mit den Texten im Neuen Testament, die Polemik gegen Juden enthalten? Sie einfach zu übergehen oder sie gar aus der Bibel zu entfernen,¹³ geht wohl nicht.

¹² Zur Geschichte des christlichen Antijudaismus s. Heinz Schreckenberger, Die christlichen Adversus-Iudaeos-Texte und ihr literarisches und historisches Umfeld, I (1.-11. Jh.), EHS.T 172, 1982; II (11.-13. Jh.) EHS.T 335, 1988; III (13.-20. Jh.) EHS.T 497, 1994.

¹³ Dies war die Forderung von Daniel Jonah Goldhagen, Die katholische Kirche und der Holocaust. Eine Untersuchung über Schuld und Sühne, Berlin 2002. Kritisch zu Goldhagen Michael F. Feldkamp, Goldhagens unwillige Kirche. Alte und neue Fälschungen über Kirche und Papst während der NS-Herrschaft, München 2003; ebd., 61f Literaturhinweise zur Kontroverse nach Goldhagens Buch Hitlers willige Vollstrecker.

3.1. Historische Erinnerung

Ich beginne mit einer historischen Erinnerung, denn im Unterschied zu späteren Zeiten darf für die erste Phase der Geschichte des Christentums folgendes nicht vergessen werden: Es ist nicht gleichgültig, wer etwas sagt. Die polemischen Sätze gegen Juden im Neuen Testament sind von Menschen gesprochen worden, die selbst aus dem Judentum kommen bzw. ihm nach ihrem eigenen Selbstverständnis noch angehören. Es handelt sich also um innerjüdische Auseinandersetzungen. Das macht die Aussagen nicht besser, hilft aber der Einordnung. Polemik zwischen verschiedenen Gruppierungen, die sich der gleichen Religionsgemeinschaft zurechnen, ist nicht ungewöhnlich. Die Qumran-Leute haben das Establishment in Jerusalem als »Söhne Beliahs« (d.h. Teufelskinder) bezeichnet. Anders verhält es sich, wenn ein Heidenchrist, der von außen kommt, Kritik übt.

Zudem: Die christlichen Gemeinden im 1. Jh. waren noch in jeder Hinsicht die Minderheit. Es ist ein Unterschied, ob eine – teilweise bedrängte – Minderheit sich polemisch äußert oder ob ein Vertreter der Mehrheit das tut und dann den polemischen Worten auch Taten folgen lässt. Wenn das zur staatlich geförderten Religion gewordene Christentum meinte, die Polemiken des Neuen Testaments einfach zitieren zu können, um damit die Juden zu charakterisieren, dann war das mehr als nur eine gravierende Fehleinschätzung, es war eine theologische Entgleisung ersten Ranges.

3.2. Das Bibelwort und seine Wirkungsgeschichte

Wir stehen heute – angesichts der tatsächlich geschehenen Judenverfolgungen – vor einem Dilemma, wenn wir die gegen Juden gerichteten polemischen Aussagen des Neuen Testaments betrachten: Wir wissen um die verheerende Wirkung bestimmter Aussagen im Lauf der Geschichte (z.B. Mt 27,25; Joh 8,44), können aber diese Texte nicht einfach aus dem Neuen Testament streichen. Es ist daher unsere Aufgabe, mit ihnen als Teil unseres überkommenen Erbes kritisch umzugehen.

Das bedeutet, (1) dass wir sie in ihrer zeitgeschichtlichen Begrenztheit sehen und nicht als absolute Lehrsätze ewiger Wahrheiten verstehen. Das bedeutet, (2) dass wir sie als Ausdruck eines Konfliktes ansehen, der sich zwischen Anhängern Jesu und deren Gegnern abspielte, und nicht als Wesensaussagen

über Juden und Judentum. Das bedeutet, (3) dass wir die Interessen sehen, die auf kirchlicher Seite dahinter standen, sich selbst als die wahren Erben des AT zu definieren. Das führt dazu, (4) dass wir unterscheiden lernen, welche Aussagen im Neuen Testament theologisch größeres und welche nur kleineres oder gar kein Gewicht beanspruchen können. Das ist die Aufgabe von Theologie!

3.3. Ist Antijudaismus christlich essentiell – sozusagen die »linke Hand« der Christologie?

Ulrich Wilckens, der frühere evang.-luth. Bischof in Kiel, hat in einer Auseinandersetzung mit David Flusser, die in der Zeitschrift »Evangelische Theologie« in den 1970er Jahren geführt wurde, dafür votiert, den Antijudaismus als systemimmanent innerhalb des Christentums, ja als theologisch notwendig anzusehen.¹⁴ Angesichts der paulinischen Position halte ich diese Einschätzung für sachlich nicht geboten, ja für theologisch falsch. Es ist durchaus zuzugeben, dass etwa bei Mt oder Joh die Sicht der Juden bzw. des Judentums nicht unabhängig vom jeweiligen christologischen Ansatz zu sehen ist. Gerade Paulus zeigt jedoch im Röm, dass christologische Argumentation nicht notwendigerweise antijüdische Töne haben muss (wobei ich einräume, dass dies in der traditionellen Auslegung des Röm durchaus anders gesehen worden ist). Rosemary Ruether fragt: »Ist es möglich, zu sagen, ›Jesus ist der Messias, ohne gleichzeitig implizit zu sagen, ›und die Juden sollen verdammt sein?«¹⁵ Und ich antworte: Ja, es ist möglich, Paulus hat das im Römerbrief vorgeführt.

3.4. Forderungen an die christliche Theologie aufgrund des biblischen Befundes

3.4.1. *Gefordert ist eine theologische Entscheidung: Bleibende Erwählung des jüdischen Volkes, keine Substitution des ersterwählten Gottesvolkes durch die Kirche.*

Ich sagte bereits, dass im NT verschiedene Konzeptionen bezüglich des Gottesvolkes Israel und seiner Stellung in der Heilsgeschichte unausgeglichen nebeneinander existieren. Sie lassen sich nicht ohne weiteres auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Vielmehr zeigt sich in

ihnen eine unabgeschlossene Problemstellung, die in neutestamentlicher Zeit selbst nicht einheitlich gelöst wurde, sondern offen bleiben musste.¹⁶ Zwar spielte die Frage, wer wirklich Gottes Volk sei, in der frühen Christenheit eine entscheidende Rolle, die Antwort fiel aber durchaus unterschiedlich aus.¹⁷ Dies hängt mit der oben angesprochenen Entstehungsgeschichte der ntl. Schriften zusammen. Der einzige ntl. Autor, der sich thematisch und explizit mit der Frage nach dem Verhältnis des bisherigen Gottesvolkes Israel mit dem endzeitlichen Gottesvolk beschäftigt, ist Paulus, und zwar in der großen Passage in Röm 9–11.

Nach Paulus gehören die durch Christus berufenen Heiden aufgrund der Taufe gleichberechtigt zum endzeitlichen Gottesvolk hinzu: Sie sind Söhne Gottes, Nachkommen Abrahams und damit Erben der Verheißung (Gal 3,26–29; Röm 8,14–17). Das schließt nach Paulus aber nicht aus, dass Israel das von Gott erwählte Volk bleibt und nicht durch die christliche Gemeinde ersetzt wird (Röm 9,1–5; 11,1f.28f.; 15,7–13). Paulus ist mithin der einzige Autor im Neuen Testament, der dem Gottesvolkproblem in seiner doppelten Gestalt, als Frage nach »Kirche« und »Israel« explizit Rechnung getragen hat.

Die Antwort, die Paulus im Römerbrief findet, lautet anders als die im 1. Thessalonicherbrief und im Galaterbrief. Ob man deshalb von einer Entwicklung in der paulinischen Theologie sprechen kann, wird kontrovers diskutiert. Doch die Sache entscheidet sich nicht am Begriff »Entwicklung«. Entscheidend ist vielmehr die Erkenntnis, dass die Aussagen des Römerbriefes gegenüber jenen des 1. Thessalonicher- und Galaterbriefes eine bewusste Korrektur bzw. Rücknahme von Positionen darstellen. Die Lösung des Problems, die Paulus im Röm durchführt, heißt: Die Verheißung (Promissio) Gottes gegenüber dem ersterwählten Volk gilt nach wie vor! Israel ist erwählt kraft der göttlichen Verheißung. Diese Erwählung ist nicht ablesbar an Äußerlichkeiten, aber sie gilt gleichwohl real, weil Gottes Verheißung (Promissio) die Kraft hat, Wirklichkeit zu setzen.

Und umgekehrt: Die Kirche ist durch

¹⁶ Vgl. EKD-Studie »Christen und Juden II«, Gütersloh 1991, 53.

¹⁷ Vgl. Wolfgang Kraus, Paulinische Perspektiven zum Thema »bleibende Erwählung Israels«, in: ders. Hg., Christen und Juden. Perspektiven einer Annäherung, Gütersloh 1997, 143–170, hier: 144ff.

Christus dazu erwählt, zum Volk Gottes zu gehören, aber das gilt ebenso im Modus der Verheißung, also von Gott her, von der Promissio her, und ist nicht an äußerlichen Verhältnissen ablesbar. Aufgrund der Passage Röm 15,7–13 lässt sich resümieren: Die Verheißungen Gottes an das jüdische Volk stehen fest, sie sind durch Christus bekräftigt worden, denn er ist als »Diener der Beschneidung« gekommen, um die Verheißungen an die Väter zu bekräftigen – nicht zu erfüllen! (Röm 15,8).

Dies ist m.E. ein Ansatz, von dem aus sich auch das Verhältnis von Kirche und Israel, Christen und Juden sachgemäß bestimmen und von dem aus sich auch der Antijudaismus in der christlichen Theologie überwinden lässt. Für christliche Theologie wäre dabei die Möglichkeit eröffnet, Abstand zu gewinnen von der Substitutionstheorie, vom Ausschließlichkeitsanspruch, mit dem Israel theologisch das Existenzrecht abgestritten wird. Von der Promissio her gedacht, kann christliche Theologie darauf vertrauen, dass Gott Israel bleibend zu sich in Beziehung gesetzt hat und zugleich die Kirche in Christus zum erwählten Gottesvolk dazugehört. Es wäre ein wirkliches Desiderat – auch im systematisch-theologischen Diskurs – das Verhältnis von Kirche und Israel von der promissorisch verstandenen paulinischen Rechtfertigungslehre her zu entwickeln.

3.4.2. *Gefordert ist eine neue Ekklesiologie: Israel als integraler Bestandteil christlichen Selbstverständnisses.*¹⁸

Die Kirchen tun sich nicht leicht, ihr Verhältnis zum Judentum von Grund auf neu zu gestalten. Eine Ursache liegt darin begründet, dass das Judentum als lebendige Religion eine bleibende Anfrage an das Selbstverständnis der Kirche darstellt. Damit steht die Identität der Kirche auf dem Spiel.

Es ist eine Sache, zu erkennen, dass das Christentum jüdische Wurzeln hat. Auch diese Erkenntnis ist manchen nicht leicht gefallen – verleugnen kann dies heutzutage aber nur noch ein Ignorant. Es stellt jedoch die christliche Identität elementar in Frage, wenn Christen erkennen, dass zur Formulierung des eigenen Selbstverständnisses das Judentum

¹⁸ Ansätze hierzu finden sich in Wilfried Joest / Johannes von Lüpke, Dogmatik II. Der Weg Gottes mit dem Menschen, 5. Aufl., Göttingen 2012, 170.176; Michael Weinrich, Die Kirche als Volk Gottes an der Seite Israels, in: ders., Kirche glauben. Evangelische Annäherungen an eine ökumenische Ekklesiologie, Wuppertal 1998, 190–223.

¹⁴ David Flusser, Ulrich Wilckens und die Juden, EvTh 34, 1974, 236–243; Ulrich Wilckens, Das Neue Testament und die Juden. Antwort an David Flusser, EvTh 34, 1974, 602–611.

¹⁵ Rosemary Ruether, Nächstenliebe und Brudermord. Die theologischen Wurzeln des Antijudaismus, ACJD 7, 1978, 229.

einen integralen Bestandteil darstellen muss.

Indem die Kirche anerkennt, dass Gott Israel bleibend zu sich in Beziehung gesetzt hat, muss sie zum einen ihr Selbstverständnis so formulieren, dass Israels Selbstverständnis dabei nicht herabgesetzt wird.¹⁹ Die Kirche muss aber darüber hinaus erkennen, dass sie nicht allein dasteht als ‚Gottes Volk‘ und ebendeshalb das jüdische Volk notwendigerweise in die Beschreibung christlicher Identität aufgenommen werden muss. D.h. christliche Ekklesiologie gibt es – sachgemäß – nur unter Einbezug des ersterwählten Volkes Gottes.

3.4.3. *Gefordert ist die Transformation des christlichen Absolutheitsanspruchs in eschatologische Begrifflichkeit.*

Christliche Theologie muss erkennen, dass es nicht genügt zu deklamieren, in Christus sei das Heil erschienen. Sie muss präzisieren, was das heißt und sie darf dabei gegenwärtige Erfahrung von Leid und Abwesenheit des Heils nicht vollmundig überspielen wollen. Ihre Aussagen über das in Christus erschie-

¹⁹ Das war die Forderung der EKD-Studie Christen und Juden II, 54.

nene Heil muss sie so in eschatologische Begrifflichkeit übersetzen, dass der Promissio-Charakter dieser Aussagen klar bleibt und sie nicht mit ontologischen Aussagen verwechselt werden.²⁰ Wir sind gerettet – aber auf Hoffnung! (Röm 8,24) Oder wie es in 1Joh 3,2 ausgedrückt wird: Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Das Heil ist äußerlich noch nicht sichtbar. Die Zusage der Rettung gilt im Modus der Promissio.

Was in Röm 9–11 im Blick auf die Juden gesagt wird (dass die Erwählung Bestand hat und sie endzeitlich gerettet werden), das wird in 1Kor 15,25 im Blick auf Christus selbst gesagt: Er ist in seine Machtposition eingesetzt, aber er hat sich noch nicht durchgesetzt in seiner Herrschaft. Alle Aussagen über die Präsenz des Heils tragen damit den Charakter der Prolepse und Antizipation. Damit wird es möglich, dem jüdischen Weg seine Dignität und Integrität zu lassen. Das bedeutet keine Reduktion des in Christus erschienenen Heils, sondern eine Präzisierung.

²⁰ Vgl. Gregory Baum, Vorwort zu Ruether, Nächstenliebe, 24.

4. Schluss

Die Evang.-Luth. Kirche in Bayern ist mit ihrer Erklärung von 1998 und der Verfassungsergänzung von 2012 entscheidende Schritte auf dem Weg zu einer Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden gegangen. Insofern könnte es doch möglich zu sein, der Befürchtung von Gregory Baum etwas entgegenzusetzen und die Verkündigung des Evangeliums nicht gleichzusetzen mit der Negierung des jüdischen Volkes.

Dr. Wolfgang Kraus

Zum Autor:

Dr. Wolfgang Kraus ist Professor für Neues Testament an der Fachrichtung Evangelische Theologie der Universität des Saarlandes. Er wurde 1990 in Erlangen bei Prof. Dr. Jürgen Roloff promoviert und habilitierte sich ebd. 1994 mit einer Arbeit zum Thema Volk Gottes. Er ist Pfarrer i.m.D. der ELKB.

Entdecke die Möglichkeiten

Gedanken zu einer polyphonen Gottesdienstkultur

Sonntagmorgen, kurz vor Gottesdienstbeginn. Aus der Kirche hört man Gitarre und Schlagzeug. Ein älterer Herr kommt auf mich zu, gibt mir die Hand und sagt: »Da habe ich heute wohl wieder kein Glück gehabt.« Es ist Konfirmandenvorstellungsgottesdienst, die Jugendband spielt. In der vorhergehenden Woche war zufälligerweise Musikgottesdienst, ebenfalls mit Band. Auch da war der Mann schon einmal da, ist dann wieder gegangen. Auch dieses Mal geht er wieder nach Hause. »Wissen Sie, Herr Pfarrer, das ist einfach nichts für mich.« Er verabschiedet sich – und ich bin froh, dass er offenbar trotzdem keinen Groll trägt.

Drei Wochen später, Samstagnachmittag. Wir sind bei einer befreundeten Familie zum Kaffeetrinken eingeladen. Die Eltern sind Anfang dreißig, das größere der beiden Kinder ist in der ersten Klasse. Der Vater wurde vergangenen Herbst neu in den Kirchenvorstand gewählt, die ganze Familie ist im Familien- und Jugendbereich sehr in der Gemeinde engagiert. Das Gespräch kommt auf

Ostern, die Familie war gemeinsam im Ostergottesdienst, die Frustration darüber ist spürbar. »Zu so einem Gottesdienst brauche ich wirklich nicht mehr. Das war doch Ostermorgen – aber von Osterfreude kam bei mir nichts an... Alles nur trocken und fast schon traurig«, so der Vater und Kirchenvorstand.

Eine typische Situation im Kindergottesdienst unserer Gemeinde: Der Kindergottesdienst ist gut besucht, so um die dreißig Kinder. Eltern, die die Kinder gebracht haben, bleiben. Gerne sind sie beim Plenum, beim Singen und bei der Geschichte da und hören zu. Anschließend, während der Kleingruppen für die Kinder, trinken sie Kaffee und unterhalten sich. Wenige hundert Meter weiter findet der »normale« Gottesdienst statt. Einladen lassen die Eltern sich dorthin nicht – das sei nicht so ihre Form.

Es sind diese und ähnliche Erlebnisse, die mich in vergangener Zeit immer mehr beschäftigen und ins Nachdenken bringen. Der Gottesdienst scheint (wenigstens gruppentheoretisch betrachtet) immer weniger das Zentrum

der Gemeinde zu sein. Menschen, die sich sehr wohl zur Gemeinde zugehörig und auch hingezogen fühlen, finden dennoch im sonntäglichen Gottesdienst keine Heimat – selbst dann, wenn sie eigentlich den Wunsch dazu verspüren. Die Empfindungen, Wünsche und Vorstellungen eines Gottesdienstbesuchs gehen weit auseinander. Für viele treue Gemeindeglieder ist der Gottesdienst ein Ort, an dem sie wöchentlich auftanken und Kraft für die anstehende Woche mitnehmen können. Die ritualisierten Formen erleben sie als heilsam, andere Formen bringen Unsicherheit. Auf der anderen Seite sehe ich Menschen, die in der aktuell zumeist vorherrschenden Form ihre Probleme haben. Dabei geht es weniger um Abläufe oder den grundsätzlichen Inhalt, sondern vielmehr um die Ausgestaltung: Sprache, Liedgut, Wechselgesang o.ä. Diese sind nicht (mehr?) für alle passend und zugänglich.¹ Und genau da liegt m.E. ein

¹ Selbst manche Kolleginnen und Kollegen sagen hinter vorgehaltener Hand in etwa diesem Tenor: »Ich weiß nicht, ob ich in so einen Gottesdienst ginge – wenn ich ihn nicht halten würde...«. Nicht, dass Pfarrerinnen und Pfarrer etwas gegen ihre Gottesdienste hätten oder nicht dazu stehen könnten. Aber Gottesdienste werden immer auch für eine bestimmte Gruppe von Menschen gestaltet

Teil der Not, die wir heute in unseren Gottesdiensten und Gemeinden spüren. Die folgenden Gedanken sind bewusst subjektive Eindrücke und Gedanken. Sie sollen kein fertiges Konzept vorstellen, sondern vielmehr dazu anregen, auch in der Breite der Pfarrerschaft über unsere Gottesdienste (neu) ins Gespräch zu kommen.

Heilsame Unterbrechungen

Wer in einer Internetsuchmaschine die Begriffe »Gottesdienst heilsame Unterbrechung« eingibt, findet auf Anhieb erstaunlich viele Suchergebnisse von ganz unterschiedlichen Kirchengemeinden und Einrichtungen, die auf den Sonntag im allgemeinen und auf den Gottesdienst im speziellen als positiven Einschnitt und als sinnvolle Unterbrechung im (Arbeits-) Alltag und im Le-

und vorbereitet – eine Gruppe, zu der die Gottesdiensthaltenden nicht unbedingt gehören.

ben allgemein hinweisen. Dieser in der praktischen Theologie immer wieder verwendete und manchmal auch sehr unterschiedlich geprägte Begriff der »heilsamen Unterbrechung« kann gut beschreiben, worum es im Gottesdienst gehen kann: Der Gottesdienst als ein Ort des Herausgenommenseins aus dem Alltag und dem normalen Leben und ein Ort der Erholung und der Gottesbegegnung. Gottesdienst als heilsame Gottesbegegnung in der Unterbrechung des alltäglichen Lebens.²

Dass praktisch alle existierenden Gottesdienste Dabei geht es nicht um ein Nebeneinander oder eine Trennung von Alltag und Gottesdienst. Beides bedingt sich und darf nicht unabhängig voneinander gesehen oder gelebt werden. Dennoch gibt es Zeiten und Orte, in denen – um mit den von Martin Nicols auf der Synode diskutierten Begriffen zu sprechen – »Gotteszeit« und in denen »Weltzeit« vorherrscht. Alle Impulsreferate sind nachlesbar unter: www.bayern-evangelisch.de/www/ueber_uns/berichte-der-fruehjahrstagung-2013-in-nuernberg.php [04.05.13].

tesdienstformen eine Unterbrechung des Alltäglichen darstellen, wird wohl von den meisten so wahrgenommen. Kaum ein Gottesdienst, der rein im Alltag aufgeht. Interessant scheint aber, inwieweit diese Unterbrechungen auch als heilsam empfunden werden – oder umgekehrt auch als unangenehm. Oder auch beides: Was von dem einen als heilsam erfahren wird, scheint der anderen anstrengend und fremd. Was der einen gut tut und Kraft für den Alltag der neuen Woche gibt, ist dem anderen zu alt, zu laut, zu modern, zu traditionell, zu unverständlich, zu fromm, zu... Wie können Gottesdienste als heilsam erlebt werden? Dabei ist mit »heilsam« hier kein Wohlfühlgottesdienst mit Kuschatmosphäre gemeint. Heilsam kann auch sein, den »Kopf gewaschen zu bekommen«. Heilsam kann auch eine Differenzenerfahrung sein. Aber auch dafür muss der Rahmen stimmen, damit das als heilsam erlebt werden kann.

Regionaltagungen 2014

Kirchenkreis Ansbach / Würzburg Montag, 20.01.2014

Anmeldung bei:

10.00 Uhr, in 97318 Kitzingen, Paul-Eber-Haus, Schulhof 2, Parkmöglichkeiten im Hof der Wirtschaftsschule
Pfarrer Uwe Bernd Ahrens, Gustav-Adolf-Platz 6, 97318 Kitzingen
Tel. 09321/8025, Fax 09321/8027, ev.dekanatkitzingen@freenet.de

Pfarrerin Hektor

Kirchenkreis Augsburg Montag, 27.01.2014

Anmeldung bei:

10.00 Uhr, in 86150 Augsburg, das Hotel am alten Park im Diako, Frölichstr.17, Tagungsraum Efeueck,
Achtung: Für die »Parkgarage im diako« (Einfahrt Burgkmaierstraße) und Parkhaus »Im Fuggerstadt Center«, Viktoriastr. 3-9 (neben dem Bahnhof) sind Ausfahrkarten an der Rezeption für 5,- EURO/pro Tag erhältlich.
Geschäftsstelle des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins, Mainbrücke 16, 96264 Altenkunstadt, Tel. 09572/790500, Fax 09572/790501, info@pfarrerverein.de

Pfarrer Weber

Kirchenkreis Bayreuth Dienstag, 11.03.2014

Anmeldung bei:

10.00 Uhr, in 95444 Bayreuth, Ev.-Luth. Dekanat Bayreuth, Kanzleistr. 11, im Kapitelsaal 1. Stock, Die Parkmöglichkeit ist der Parkplatz der Stadthalle, Am Geißmarkt. Von dort 300 m Fußweg.
Pfarrer Hans-Helmut Bayer, Kanzleistr. 9, 95444 Bayreuth
Tel. 0921/596820, Fax 0921/596899, bayer@stadtkirche-bayreuth.de

Pfarrerin Hektor

Kirchenkreis München Donnerstag, 06.02.2014

Anmeldung bei:

10.30 Uhr, in München, Landeskirchenamt, Katharina-von-Bora-Str. 11-13, Sitzungssaal 1202,
Geschäftsstelle des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins, Mainbrücke 16, 96264 Altenkunstadt; Tel. 09572/790500, Fax 09572/790501, info@pfarrerverein.de

Pfarrer Weber

Kirchenkreis Nürnberg Montag, 24.02.2014

Anmeldung bei:

10.00 Uhr, in 90489 Nürnberg-Wöhrd, Ev.-Luth. Gemeindehaus St. Bartholomäus, Rahm 26, 1. Stock
Pfarrer Hannes Ostermayer, Weinickeplatz 3, 90489 Nürnberg,
Tel. Nr. 0911/536028, Fax 0911/5818881, pfarrer@hannesostermayer.de

Pfarrerin Hektor

Kirchenkreis Regensburg Montag, 20.01.2014

Anmeldung bei:

10.00 Uhr, in 93049 Regensburg, Haus des Regionalbischofs, Liskircherstr. 17/21
Pfarrerin Dr. Bärbel Mayer-Schärtel, Dietrich-Bonhoeffer-Str. 27, 93055 Regensburg
Tel. 0941/703991, Fax 0941/70815387, b.mayer-schaertel@gmx.de

Pfarrer Weber

Interessanterweise ist das Thema meines Erachtens dabei nicht auf die Altersfrage zu reduzieren, denn gleichzeitig lassen sich junge Menschen in Klöster einladen und werden heimisch in den traditionell liturgischen Stundengebete – ebenso wie nicht wenige Menschen über siebzig sich von Gottesdiensten »in anderer Form« ansprechen und mitnehmen lassen. Es sind unterschiedliche Formen, die unterschiedliche Menschen ansprechen – und die von unterschiedlichen Menschen als heilsam erlebt werden.

Polyphone Gottesdienstkultur

Dabei spielt nach meiner Beobachtung die Musik eine entscheidende Rolle: Was als heilsam oder eben auch als unheilbar störend empfunden wird, ist meiner Einschätzung nach untrennbar mit der Frage der Musik im Gottesdienst verbunden. Hier scheint mir das größte Problem- und Konfliktpotential zu liegen. Während Predigt und Gebete nach meiner Erfahrung durch verschiedene Altersklassen oder kulturell verschieden geprägte Schichten hindurch nicht als besonders fremd oder unpassend wahrgenommen werden, scheidet sich bei der Musik zwar nicht der Geist, wohl aber die Geister. Was dem einen gefällt ist dem anderen ein Gräuel und umgekehrt. Leider haben sich dabei die oftmals über Jahre hinweg entstandenen (und zum Teil auch gepflegten) Gegensätze zwischen »Orgel« und »Band« oder »Paul Gerhard« und »neueren Liedern« so verfestigt, dass ein Miteinander in manchen Gemeinden nur schwer vorstellbar ist. Mehr Verständnis füreinander wäre hier wünschenswert, doch ob dieses Miteinander in einem gemeinsamen Gottesdienst gewünscht und sinnvoll ist, mag hinterfragt werden.

Nirgendwo wird das Bedürfnis nach pluraler Gottesdienstkultur m.E. deutlicher und greifbarer als in der Frage der Musik. Deshalb will ich hier bewusst nicht (nur) für eine plurale, sondern für eine polyphone Gottesdienstkultur plädieren.³

Nicht selten ist die Musik das trennende Element einer (Gottesdienst-)Gemeinschaft. Während die Einheit der gesamten Gemeinde im Wort gut vorstellbar scheint, ist eine einheitliche musikali-

³ Dabei darf nicht die Musik gegen das Wort ausgespielt oder gar ganz getrennt werden. Doch scheint eine Schwerpunktsetzung und letztlich die separate Betrachtung von beidem sinnvoll und angebracht.

sche Gestaltung des Gottesdienstes nur schwer denkbar. Das gemeinsame Reden und Hören verschiedener Menschen über das Wort Gottes scheint erheblich leichter realisiert werden zu können als das gemeinsame Singen, das allen gefällt. Die Bandbreite der Musik und vor allem der Musikgeschmack sind extrem groß – und zum Teil trennend.⁴

Dies hat in verschiedenen Gemeinden dazu geführt, dass die Gemeinde sich nicht gemeinsam in einem Gottesdienst trifft, sondern vielmehr in Bibelkreisen, in denen Musik dann keine große Rolle spielt. Es gibt aber am Sonntag unterschiedliche Gottesdienste: Verschiedene Gottesdienstformen mit gleicher Predigt aber jeweils angepasster Musik für unterschiedliche Gemeindeglieder(-interessen); auf der anderen Seite jedoch gemeinsame Hauskreise oder Bibelgesprächsgruppen, bei denen sich alt und jung begegnen und austauschen können. Nicht der Gottesdienst an sich, sondern die Gemeinschaft am Wort Gottes bildet das Zentrum.

Eine plural-polyphone Gottesdienstkultur braucht Orte der Gemeinschaft und der Gemeinde – diese werden und müssen jedoch nicht der eine Sonntagsgottesdienst sein. Nicht eine heilsame Unterbrechung für alle (die tendenziell dann eher für niemanden als – wie gedacht – für alle ist), sondern mehrere heilsame Unterbrechungen für unterschiedliche Menschen müssen wohl die Konsequenz sein. Nicht der Gottesdienst, sondern die Gottesdienste. Nicht die Form, sondern die Formen. Es kann hier nicht im Einzelnen diskutiert werden, was dies alles impliziert – festzuhalten bleibt aber: eine vielfältige und polyphone Gottesdienstkultur scheint

⁴ In einem Bild gesagt: Die Samstagabend-Fernsehunterhaltung wird – überspitzt formuliert – musikalisch bestimmt von »Musikantenstadl« einerseits und »Deutschland sucht den Superstar« andererseits. Kaum jemand würde hier auf die Idee kommen, das Publikum der jeweils einen Sendung fühle sich in der anderen wohl. Niemand ist dem Jugendlichen böse, der die Volksmusik nicht mag – ebenso wie niemand den Siebzigjährigen zu den Gesangeskünsten der Teenies zwingen würde. Eine Sendung, die beides zu mischen sucht, hätte wohl ein Quotenproblem. Interessanterweise galt über viele Jahre hinweg die Sendung »Wetten dass...!« als die(!) Familiensendung am Samstagabend – eine Sendung, die Verschiedenes vereinen konnte, wohl aber weniger wegen der Musik, sondern vielmehr wegen des »Inhalts«, der die Zuschauer zusammenhielt.

für eine vielschichtige Gesellschaft angemessen. Nicht um der Gottesdienste, sondern um der Menschen willen.

Konsequenzen einer heilsamen und polyphonen Gottesdienstkultur

Wenn ich das eben Dargelegte ernst nehme, dann wird das aber auch Konsequenzen für das Feiern und das Gestalten unserer Gottesdienste haben. Deshalb möchte ich einige davon kurz skizzieren und dafür werben, sich durch die sich daraus ergebenden Fragen zum Weiterdenken einladen zu lassen.

Das Haupt macht den Hauptgottesdienst

Wer von unterschiedlichen Gottesdienstformen und einer vielfältigen Gottesdienststruktur spricht, muss auch überlegen, wie sich diese Gottesdienste zueinander verhalten. Zumeist wird in unseren Gemeinden von einem Hauptgottesdienst und verschiedenen alternativen Gottesdiensten gesprochen. Oder von »normalen« Gottesdiensten und offeneren Formen. Der Hauptgottesdienst kann dann als Standbein, die anderen Formen als Spielbein gesehen werden.⁵ Zum Teil ist auch von zweitem oder drittem Programm die Rede. Zumeist sind diese Formen auf bestimmte Zielgruppen hin angelegt. Diese Gottesdienste werden aber nicht als »normale« Gottesdienste wahrgenommen – und die (Selbst-)Bezeichnung der »andere« oder der »besondere« Gottesdienst unterstützt das. Dies bringt, nur als Nebenbemerkung, jedoch nicht nur die »besonderen« Gottesdienste in eine Außenseiterrolle, sondern qualifiziert häufig auch die »normalen« Gottesdienste ab.

Gerade deshalb muss das Verhältnis der unterschiedlichen Gottesdienstformen betrachtet werden. Zwei kurze Thesen dazu:

Die erste, sicherlich provokantere Überlegung ist die, dass in unserer Kirche aktuell ausschließlich Zielgruppengottesdienste existieren. Was – außer für die »anderen« Gottesdienste – auch für spezielle Gottesdienste wie Jubelkonfirmationen oder Ehejubiläen oder Konfirmandeneinführung evident ist, gilt meines Erachtens ebenso für den »normalen« sonntäglichen Gottesdienst: Es ist ein Zielgruppengottesdienst. Habe ich bei der Auswahl der Lieder, bei der

⁵ So Martin Nicol in seinem Impulsreferat auf der Synode.

Wahl der Schwerpunktsetzungen und auch Konkretionen für die Predigt usw. nicht immer schon eine bestimmte Zielgruppe vor Augen? Werden meine Liedwahl und meine Gottesdienstgestaltung sich bei einem 8.30 Uhr-Gottesdienst nicht unterscheiden von einem Spätgottesdienst um 11.00 Uhr – vor allem, weil wohl unterschiedliche Personengruppen zu erwarten sind?

Wäre es deshalb nicht ehrlicher, sich einzugestehen, dass ich bei einer Gottesdienstvorbereitung immer eine bestimmte Gruppe an Menschen vor Augen habe, die den Gottesdienst wohl besuchen wird? Und ist das dann nicht auch ein Zielgruppengottesdienst? Diese Zielgruppe ist dabei sicherlich nicht ganz so deutlich fassbar wie bei einem Motorradfahrer-, einem Familien- oder einem Seniorengottesdienst – und doch wird eine bestimmte Personengruppe erwartet, auf die hin der Gottesdienst vorbereitet wird. Alleine eine Aussage wie »In diesem Gottesdienst kann ich den Introitus mit Leitvers« oder auch »nur ohne Leitvers« singen, weist auf eine Zielgruppenorientierung hin. Ich weiß auch bei »normalen« Gottesdiensten, welche Menschen sich einladen und welche sich nicht einladen lassen. Wäre es deshalb nicht angemessener, bei einem Gottesdienst grundsätzlich davon auszugehen, dass er eine bestimmte Gruppe an Gottesdienstbesuchern vor Augen hat – und damit in der Konsequenz nicht selbstverständlich für alle Gemeindeglieder passend sein muss.

Damit relativiert sich aber auch der Begriff des »Hauptgottesdienstes«. In meiner Vikariatszeit sagte mir einmal der Beauftragte für Kindergottesdienst sehr überspitzt: »Wer von einem Hauptgottesdienst spricht, der wertet damit einen Kindergottesdienst grundsätzlich ab.« Was macht einen Gottesdienst zum Gottesdienst? Unter anderem doch wohl ganz elementar, dass er im Namen des dreieinigen Gottes gefeiert wird. Es ist die Hoffnung, dass Christus als Haupt der Gemeinde anwesend ist. Ist er das in einem »Hauptgottesdienst« aber mehr als in einem Jugend-, Kinder-, Musik- oder Seniorenheimgottesdienst? Wohl kaum. Worauf gründet sich aber dann das Reden von einem »Hauptgottesdienst«? Ist eine bestimmte äußere Form mehr Hauptgottesdienst als andere Formen? Warum sind manche Gottesdienstformen im Sprachgebrauch »normal«, andere »besonders«? Dabei sind auch viele »besondere« Gottesdienste ganz selbstverständlich

auf Basis von G1.6 Traditionelle und moderne Formen werden aber schnell gegeneinander ausgespielt. Manche Gottesdienste müssen stärker agendarisch, andere dürfen nicht agendarisch sein (Man beachte dabei hier auch die qualifizierende Verwendung des Wortes agendarisch – hoffe ich doch, dass die Gottesdienstfeierenden auch in einem »freien« Gottesdienst wissen, »Was zu tun ist«. Welche Form diese Agende dann hat, mag anderweitig diskutiert werden – aber sie hat eine Agende!). Das oft vehemente Gegenüber von Hauptgottesdienst und anderen Gottesdiensten bestärkt meines Erachtens die Problematik, die unseren Gemeinden nicht förderlich ist – wird doch dabei wenigstens implizit immer auch die Frage gestellt, welcher Gottesdienst der »bessere« oder »richtigere« ist...

Wer hingegen davon ausgeht, dass unterschiedliche, gleichwertige Gottesdienstformen eine Bereicherung für unsere Gemeinde sind, der kann auch gelassener die jeweils andere Form als solche (und als Gottesdienst!) stehen lassen. Wer anerkennt, dass Jesus Christus als Haupt der Gemeinde den Gottesdienst zum Gottesdienst macht, wird milder gegenüber anderen Formen. Denn nicht die Form, sondern das Haupt der Gemeinde konstituiert einen Hauptgottesdienst.⁷

6 Martin Nicol hat recht, wenn er auf der Synode in seinem Vortrag den »normalen« Gottesdienst definiert. Es sei »[d]er evangelische Gottesdienst, wie ihn diese Landeskirche beschlossen und im Gesangbuch repräsentiert hat.« (Quelle s.o.). Ich denke aber, wie ich später noch ausführe, dass G1-Gottesdienste so gefeiert werden können, dass sie im landläufigen Verständnis als ‚besonders‘ betrachtet werden würden – und dennoch ein Gottesdienst ist, »wie ihn die Landeskirche beschlossen und im Gesangbuch repräsentiert hat.« Gerade dazu lässt G1 Freiheiten, die es zu entdecken gilt.

7 Dies bedeutet nach meiner Auffassung aber auch, dass es nicht am Sonntag neben den »besonderen Gottesdiensten« auch noch den »Hauptgottesdienst« geben muss. Damit wird erneut qualifiziert. Eine konsequente Umsetzung dieser Gedanken setzt voraus, dass an diesem Sonntag jene Form der einzige Gottesdienst und in der nächsten Woche eine andere Form der Hauptgottesdienst ist. In Städten oder größeren Orten mit verschiedenen Gottesdienstzeiten oder -orten mag dies zugegebenermaßen aber einfacher realisiert werden können als auf einer klassischen Landgemeinde.

Die Spaltung der Gemeinde – heute und morgen

Der Gottesdienst wird in unseren Gemeinden als das Zentrum der Gemeinde gesehen. Wenn ich nun mehrere gleichgewichtige (Haupt-)Gottesdienste feiern, muss man fragen, ob damit nicht nur die Einheit des Gottesdienstes, sondern auch die Einheit der Gemeinde in Gefahr ist. Spaltet nicht ein solches Gottesdienstmodell – in einen Teil, der in diesen Gottesdienst und einen Teil, der in jenen Gottesdienst geht? Diese Frage scheint nicht nur berechtigt, sondern grundlegend, denn die Frage nach der Einheit der Gemeinde ist von hoher Bedeutung. Sie darf nicht aufgegeben werden. Gleichzeitig bin ich der Ansicht, dass die Einheit der Gemeinde an anderen Stellen gelebt werden muss als in der Form des einen einheitlichen Gottesdienstes. Diese Orte müssen gefunden und die Einheit der Gemeinde bewusst gestaltet werden.

Zudem spaltet ein einheitlicher Gottesdienst eine Gemeinde nach meiner Erfahrung ebenso: In diejenigen, die in den Gottesdienst gehen und diejenigen, die nicht in den Gottesdienst gehen. Dabei spreche ich hier nicht von den Kirchenfernen, die auch bei anderen Gottesdienstformen nicht in die Kirche gehen würden. Sondern ich spreche von den Kirchennahen, von Mitarbeitern oder von engagierten Gemeindegliedern, die den häufig vorherrschenden Gottesdienst nicht als ihre Form erleben und deshalb nicht in den Gottesdienst gehen. Menschen, die sich einen Gottesdienstbesuch wünschen, diesen jedoch am Sonntag nicht als heilsam erleben. Die eingangs genannten Beispiele mögen skizzieren, wen ich vor Augen habe.

Durch eine (polyphone) Pluralität an Gottesdienstangeboten wird deshalb keine Spaltung der Gemeinde geschaffen, gefördert oder gar zementiert. Umgekehrt aber bietet sich die Chance, der Kirche nahstehende Menschen in den Gottesdienst einzuladen, die zunächst keinen Zugang zur zumeist üblichen Form des Gottesdienstes haben. Eine plurale Gottesdienstkultur hat deshalb nicht primär missionarische Funktion – aber sie hat die Chance, möglichst vielen interessierten Gemeindegliedern einen Ort für heilsame Unterbrechungen des Lebens zu bieten.

Zudem, so meine Erfahrung in unserer Gemeinde, geschieht auch in einer pluralen Gottesdienstkultur Einheit über die Gottesdienstgrenzen hinweg –

nämlich genau dort, wo sich Menschen auf andere Gottesdienstformen einlassen, die ‚eigentlich nicht so ihre‘ sind. Nicht immer, aber immer wieder setzen Menschen sich bewusst der anderen Erfahrung aus – und erstaunlicherweise erleben sie es nicht selten als Bereicherung ihres Glaubenslebens, selbst dann, wenn es »nicht so ihre Form« ist. Wenn Menschen sich (in alle Richtungen!) auch auf das jeweils andere einlassen und dem mit Wertschätzung begegnen, geschieht Einheit und Gemeinschaft im Glauben. Auch besondere Anlässe wie Gemeindefest, Erntedank oder Familientag können dann zu Orten der Gemeinde werden, an denen die Einheit erlebbar und sichtbar wird.

Gottesdienst »mit« und nicht »für«

Neben der Gefahr einer Spaltung der Gemeinde stellt sich aber noch mehr die Frage, wie eine plurale und polyphone Gottesdienstkultur gelebt und auch umgesetzt werden kann. Schnell kann man in der Gefahr stehen, für alle Zielgruppen etwas Bestimmtes »anbieten« zu wollen – und überfordert damit Haupt-, Ehrenamtliche und die Gesamtgemeinde. Schnell kann man zu einer »Anbieterkirche« werden, die dann auch möglichst viel abgedeckt haben möchte. Doch darum kann und darf es hier nicht gehen. Wie kann man aber verschiedene Gottesdienstformen gestalten, ohne sich zu überfordern oder in die Anbieterrolle zu geraten?

Möglicherweise kann hier ein Blick- bzw. Verständniswechsel hilfreich sein: Wenn Gottesdienste vom Selbstverständnis her nicht »für«, sondern »mit« den Menschen gestaltet und gefeiert werden, sind die Gottesdiensthaltenden aus der Verantwortung herausgenommen, immer die passenden »Angebote« für die Menschen zu finden. Gottesdiensthaltende sind nicht in erster Linie dazu da, für andere den Gottesdienst zu halten, sondern einen Raum zu eröffnen, in dem verschiedene Menschen Gottesbegegnung haben und diese Begegnung als heilsame Unterbrechung des Lebens erfahren können. Die Gemeinschaft ist es, die den Gottesdienst feiert und ihn trägt. In diese Gemeinschaft hinein kommt der Auferstandene: Nicht in die von einer Einzelperson vorbereitete Form, sondern zu den (wenigstens...) zwei oder drei, die im Namen Jesu versammelt sind. Diese Gemeinschaft und das Miteinander muss dann aber auch ernst genommen werden.

Dabei gebe ich gerne zu, dass die Umsetzung des »mit« und nicht des »für« in der Praxis zunächst vermutlich wenig nach außen sichtbare Konsequenz haben wird und vielmehr im Selbstverständnis des Gottesdienstgestaltenden und der Gemeinde verortet sein muss. Doch kann alleine eine veränderte Denkhaltung das Gottesdienstverständnis (das eigene und das der Mitfeiernden) auch den Gottesdienst selbst verändern. Dabei darf es nicht darum gehen, auf einem großen Markt der Möglichkeiten für möglichst viele Menschen das möglichste Angebot vorzuhalten oder anzubieten. Dann haben wir bald eine unüberschaubare Zahl von Kleinstgottesdiensten. Es muss darum gehen, mit möglichst vielen Menschen so Gottesdienst zu feiern, dass der Gottesdienst zu ihrem Gottesdienst und die Gottesdienstfeier zu ihrer Feier werden. Wie eine Gemeinde einen Gottesdienst »mit-einander« feiern kann, muss jeweils individuell gesehen und überlegt werden. Aber einfache Dinge können ein Anfang sein: Dass man beispielsweise die Lieder nicht »für« sondern (natürlich im Vorfeld) »mit« den Gottesdienstfeiernden auswählt. Dass man Gebete nicht für, sondern mit den Menschen betet. Dass man einzelne Elemente im Vorfeld auch im Gespräch mit der Gemeinde bzw. einzelnen Gemeindegliedern ausführt und überlegt. Wie das im jeweiligen Einzelfall aussehen kann und wird, ist von Ort zu Ort verschieden. Aber der Grundgedanke des »mit« kann meines Erachtens die Grundhaltung zu Gottesdienst und zu Gottesdienstvorbereitung verändern – und hoffentlich den Blick dafür schärfen, dass es eine Gemeinschaft ist, die den Gottesdienst trägt. Auf diese Weise stärkt die Gemeinde den Gottesdienst und der Gottesdienst die Gemeinde.⁸

Agende – Entdecke die Möglichkeiten!

Gleichberechtigte Gottesdienste in ihrer Vielfalt zu leben ohne die Einheit Gemeinde zu verlieren. Heilsame Unterbrechungen zu ermöglichen und gleichzeitig in einer polyphonen Gottesdienstkultur nicht zu einer Anbieterkirche zu werden. Das sind Herausforderungen, die in den nächsten Jahren auf uns zukommen werden. Insofern bin ich davon

⁸ Interessant ist in diesem Zusammenhang die von Prof. Raschok auf der Synode kommentierte These von Prof. Kerner: »Die Krise des Gottesdienstes ist die Krise der sie tragenden Gemeinschaft (...).«

überzeugt, dass sich etwas (Grundlegendes?) in unserer Gottesdienstlandschaft ändern muss.

Gleichzeitig dürfen meine Überlegungen aber nicht als ein Plädoyer für eine vollständig veränderte oder gar die Aufgabe einer Agende verstanden werden. Ganz im Gegenteil: Ich denke, dass es notwendig ist, eine Agende zu haben, die auch in einer polyphonen Gottesdienstlandschaft für unterschiedliche Gottesdienstformen tragfähig ist. Dies liegt m.E. jedoch nahe an dem, was aktuell als G1 unsere Gottesdienste prägt. G1 bietet durch seine Grundstruktur einerseits und durch den gleichzeitig bewusst fehlenden Anspruch auf zu stark normierende Elemente andererseits die große Chance, verschiedenen Gottesdienstformen einen verlässlichen Rahmen zu geben. Die vier (bzw. eigentlich ja sechs⁹) grundlegenden Bausteine der Agende bieten viel Spielraum, unsere Gottesdienste polyphoner zu gestalten. Dazu müssen aber die Möglichkeiten und Chancen, die diese Agende bietet, auch entdeckt und genutzt werden. Alleine die Formulierungen »Musik« oder »Lied« sind so offen, dass sie zu vielstimmigen Gottesdienstfeiern einlädt. Ebenso sind die Anregungen zur Gottesdienstgestaltung an der Seite der im EG abgedruckten Agende so vielfältig, dass sie geradezu zu einer vielfältigen Gestaltung des Gottesdienstes auffordern können.

Die Möglichkeiten der Variationen sind vielschichtig und sollten auch entsprechend wahrgenommen werden. Die Alternative »agendarischer Gottesdienst« – »offener Gottesdienst« ist, wie bereits angedeutet, meines Erachtens eine falsche Alternative. Es geht nicht um die Frage, ob eine Agende verwendet wird, sondern wie sie verwendet wird. Wir können Gottesdienste nach G1 feiern, die dennoch völlig anders aussehen als das, was viele unter einem »normalen« Gottesdienst G1 verstehen.¹⁰

⁹ »Vor dem Gottesdienst« und »Nach dem Gottesdienst« sind nicht zu vernachlässigen.

¹⁰ Dies muss natürlich auch entsprechend angekündigt und gekennzeichnet werden. Dass G1 an diesem Tag mit dieser oder jener Musik gestaltet ist, muss in geeigneter Weise der Gemeinde bekannt gemacht werden. Martin Nicol hat vollkommen recht, wenn er auf der Synode formuliert: »Am Sonntagmorgen dürfen Menschen erwarten, dass stattfindet, was draufsteht: der Gottesdienst der Kirche.« Auch wenn ich »den Gottesdienst der Kirche« sicherlich anders beschreiben oder definieren würde als Nicol, ist dieser Aussage besonders in einer polyphonen Gottesdienstkultur Rechnung zu tragen.

Insofern sollte eine Agende einen Rahmen bieten, innerhalb dessen verschiedene Gottesdienstformen möglich werden. Dies setzt umgekehrt jedoch auch voraus, dass die Gottesdiensthaltenden die Agende, ihren Sinn und die Funktionen der einzelnen Elemente kennen und damit umzugehen wissen. Nur so können sie dann auch verantwortet die Möglichkeiten der Agende nutzen und gestalten. Gerade mit Blick auf eine polyphone Gottesdienstkultur wäre es schön, wenn die Möglichkeiten der Agende neu entdeckt und auch genutzt werden würden – viel mehr als wir das zumeist in unseren Gottesdiensten erleben oder uns oft auch trauen.

Heilsame und polyphone Unterbrechungen des Lebens sind möglich – wenn Gemeinden den Mut haben, verschiedene Möglichkeiten des Gottesdienstes zu leben. Sie sind möglich, wenn wir den Mut haben, zusammen in den Gemeinden gleichberechtigte Gottesdienstformen zu leben. Sie sind möglich, wenn wir den Mut haben, in den Gemeinden die Möglichkeiten unserer Gottesdienste zu entdecken und zu feiern. Nicht um des Gottesdienstes willen. Und auch nicht um des Gottesdienstbesuches willen. Aber sehr wohl um uns Menschen willen, die wir heilsame Unterbrechungen unseres Leben benötigen.

*Dr. Stefan Gehrig,
Pfarrer in Winkelhaid*

Ökumenische Versammlung Die Zukunft, die wir meinen Leben statt Zerstörung

30.4.-4.5.2014, Ort: Mainz
Bei der Ökumenischen Versammlung feiern und beten Christen unterschiedlicher Konfessionen und geistlicher Prägungen miteinander. Die Ökumenische Versammlung in Mainz fragt danach, wie Christen den Finanz-, Wirtschafts- und Eurokrisen der vergangenen Jahre theologisch reflektiert begegnen. Die Einladung zum Mitmachen und Mitpilgern geht an alle Gemeinden mit ihren römisch-katholischen, orthodoxen, frei- oder pfingstkirchlichen Nachbarn. Informationen und Materialien unter <http://www.oev2014.de/>. Gunther Barth.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Prädikanten können taufen – Prädikanten können Gemeinde leiten – Zur Verkündigung ist Hebräisch nicht nötig: Was »können« Pfarrerinnen und Pfarrer und was haben sie gelernt, was man »eigentlich« nicht braucht? Ein gelernter Elektriker hat Kenntnisse und Fähigkeiten, die zu beschreiben sind. Ein Hobbymaurer kann (in der Regel) nicht genug, um die Schäden an meiner Kirche zu beheben, jedenfalls kann ich es nicht erwarten.

Welche Fähigkeiten und Kenntnisse erwirbt ein Mensch, der Theologie studiert? Sind die nötig, um PfarrerIn zu sein, zu taufen, Gemeinde zu leiten? Zwingt evangelisches Amtsverständnis zur Aussage, dass alle Christenmenschen alles »können«? Das ist meine Frage.

Ich bin nach wie vor der Meinung, dass eine angemessene Auseinandersetzung mit den Fragen von Menschen dieser (deutschen, westlichen) Welt nur dann nicht um den Preis der Aufgabe entweder des Evangeliums oder des Verstandes möglich ist, wenn wir theologisches Handwerkszeug haben und gebrauchen. Wer die Theologie vergisst, muss die Auseinandersetzung meiden oder sich in die Nische bloßer Frömmigkeit zurückziehen, wo alles »stimmt«, nur, dass die meisten Menschen dieser Welt es nicht nachvollziehen können.

Dass es auch schlechte Maurer gibt, ist vielleicht ein Argument gegen die Form ihrer Ausbildung, nicht gegen die

Ausbildung an sich. Dass es schwer ist, immer die aktuellen Erkenntnisse der Forschung zu kennen, ist wahr – unsere Serie »update« versucht, dem ein wenig abzuhelpen. Es wird so sein, dass viele einen hebräischen Satz nicht mehr leicht übersetzen können – wer Hebräisch gelernt hat, hat aber Wesentliches zum Denken und der Weltsicht biblischer Texte gelernt.

Wer Theologie studiert hat, sollte die Fertigkeit haben, sich auch über neue Fragen und Themen kundig zu machen und eine biblisch begründete Position zu ihnen zu finden. Ich bestreite nicht, dass es auch in unseren Gemeinden Menschen gibt, die durch solchen Umgang mit Bibeltexten verunsichert werden, die lieber einer Verkündigung ohne Hebräisch und wissenschaftliche Theologie folgen. Wenn unsere Kirche aber für die Breite der Gesellschaft Gesprächspartnerin bleiben und vermeiden will, dass christliche Botschaft als atavistisches Gedankengut eines der Vergangenheit verhafteten Kreises von Menschen angesehen wird, muss sie diese Fähigkeit zum Dialog bewahren und darf sich nicht in Nischen scheinbarer Sicherheit zurückziehen. Dazu braucht sie ausgebildete TheologInnen.

Dass wir ohne Lektorinnen und Lektoren, Prädikantinnen und Prädikanten nicht arbeiten könnten, ist wahr. Ihre Verdienste will ich nicht schmälern, ich habe immer gern mit ihnen zusammengearbeitet. Wer die Frage nach der besonderen Qualifikation des Theologie-

geprüften aber mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit der PrädikantInnen in der kirchlichen Wirklichkeit übergeht, weicht ihr aus. Taufe ist nicht nur die gottesdienstliche Handlung (wie das Abendmahl). Das Gespräch vor der Taufe führt an Schnittstellen mit gesellschaftlicher Wirklichkeit und fordert unsere theologischen Kenntnisse in besonderer Weise heraus (oft mehr als die Sonntagspredigt). Im Idealfall bildet die Taufe etwas von dieser Begegnung ab, weswegen Taufe und Taufvorbereitung nicht ohne Not getrennt werden sollten. Deswegen ist die Frage nach der Taufe auch eine Frage nach unserer Rolle als TheologInnen.

Wir könnten natürlich auch nur fragen, was andere »auch können«. »Pfarramt« ist dann die Summe (ungeliebter) Restaufgaben, die andere »nicht können« (oder mögen – was nicht heißt, dass sie es nicht besser zu wissen glauben!). Ob Theologie dafür nötig ist? Und ob wir für ein solches Berufsbild InteressentInnen finden? Ob das mit unserem Bekenntnis noch viel zu tun hat? Oder ist das die »evangelische« Einstellung: Die eigenen Fähigkeiten unter den Scheffel zu stellen, weil alles andere Hochmut und Werkgerechtigkeit wäre: Ich kann es nicht, danke, dass Du es machst (obwohl Du auch nicht sagen darfst, dass Du es kannst)? Wer immer noch meint, ich wolle die Prädikanten abwerten und pflegte meinen Pfarrersdünkel, weiß jetzt hoffentlich, welchen Fragen er oder sie ausweicht und mag sich fragen, warum. Ihr Martin Ost

Da war doch was...

Albert Camus wäre 100

26. Mai 2007 Wir jubeln: Der Club ist mit Hans Mayer als Trainer Deutscher Pokalsieger. Aber: 12. Februar 2008 Hans Mayer muss gehen... und der Club steigt ab. Wie damals die Meistermannschaft von 1968: ein Jahr später stiegen die Jungs ab... Der Club¹: Aufstieg, Abstieg, Aufstieg, Abstieg und jeder Aufstieg heißt: alles beginnt von vorne... ja, jede Saison: die Vergangenheit zählt nicht, du fängst von vorne an. Deutschlands Rekordmeister von einst ist angesichts von Bayern München bedeutungslos und kämpft doch immer wieder...

Das ist das Absurde, das Albert Camus als Ausgangslage für seine philosophischen Überlegungen nimmt: Absurd ist das Leben, weil du nie »das« Ziel erreichst, sondern... – und mangels Nürnberger Erfahrungen nimmt er den antiken Mythos von Sisyphos als Metapher.

Absurd war natürlich auch, dass er nicht zu den Prüfungen für die Aggregation zum Gymnasiallehrer zugelassen wurde, weil er TBC gehabt hatte. Welche großen Geister hat die Weltgeschichte schon ans Gymnasium verloren!² Vielleicht konnte Camus sich nur so zu einem der bedeutendsten und einflussreichsten Philosophen des 20. Jahrhunderts entwickeln.

Er wäre jetzt am 7. November hundert Jahre alt geworden. Absurd, dass ich im Oktober 2013 lesen durfte: Der SS-Schergen ... (sei Name sei ausradiert), verantwortlich für den Tod von über 100 Menschen, ist nun im Alter von 100 Jahren verstorben. Mit 98 Jahren war er zu lebenslanger Haft verurteilt worden, die er als Hausarrest absitzen durfte.

Im »Mythos von Sisyphos« schreibt Camus vor 70 Jahren, also: „Dieser Mythos ist tragisch, weil sein Held bewusst ist.“ (1943)³ Das Bewusstsein ermöglicht es uns erst, die Absurdität des Daseins, zu erkennen. Freilich entscheidet sich Camus gegen die Resig-

1 Um auch für Oberbayern verständlich zu bleiben: das ist der 1. FC Nürnberg

2 Und welche erfolgreichen Karrieristen hätten am Gymnasium weniger Schaden angerichtet (sprechen wir mal in der Pause der Pfarrkonferenz darüber...). Auch Limburg soll weiterführende Schulen haben.

3 Der Mythos von Sisyphos, rororo S.99

nation, damit auch gegen den Selbstmord⁴, indem er formuliert: »Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann.«⁵

Doch auch die Verachtung führt immer wieder zurück zu dem Stein, der zum Gipfel gerollt werden muss: »Unsere Nächte von Gethsemane sind das. Aber die niederschmetternden Wahrheiten verlieren an Gewicht, sobald sie erkannt werden.«⁶ Camus lässt Sisyphos sogar sagen: »Ich finde, dass alles gut ist.«⁷ Diese Sichtweise ist eine Entscheidung, sie ergibt sich nicht von selbst.

Es war dieser Camus, der sich nicht zuletzt wegen der kolonialherrschaftlichen Undemokratie in seiner Heimat Algerien und der Kooperation Frankreichs mit den Nazis den Kommunisten zuwandte. Und es war dieser Camus, den die Kommunisten dann aus ihren Reihen stießen, als er erklärte, dass der Zweck nicht die Mittel heilige und die Grausamkeiten Stalins nicht durch das Ziel der klassenlosen Gesellschaft gerechtfertigt wären – sein zeitweiser Weggefährte Sartre urteilte hier anders.

Camus fand unter Christen Sympathisanten, aber er dachte etsi deus non daretur: Das Gefühl des Absurden »vertreibt aus dieser Welt einen Gott, der mit dem Unbehagen und mit der Vorliebe für nutzlose Schmerzen in sie eingedrungen war. Es macht aus dem Schicksal eine menschliche Angelegenheit, die unter Menschen geregelt werden muss.«

Für mich als Theologen ist natürlich die Theodizeefrage immer wieder die zentrale Anfrage. Da hat mir Camus »weitergeholfen«. Er schrieb über das Denken des Absurden, dass es (nach Karl Jaspers) in die »ausgedörrten Einöden, in denen das Denken seine äußerste Grenze erreicht«, führt und folgert für sich: »Die wahre Leistung besteht ...darin, sich dort solange wie

4 Der Selbstmord ist nach Camus' philosophischem Selbstverständnis die zentrale Frage der Philosophie, weil es dabei tatsächlich um Leben und Tod geht. Ebd. S.9 Wer an den Text ran kommt: Lesen!!! Noch vor dem Ewigkeitssonntag.

5 Ebd.

6 Ebd. S.100

7 Ebd.

möglich zu halten.«⁸ Das gilt für die Theodizeefrage in besonderer Weise, weil wir immer wieder merken, dass »Antworten« nicht wirklich tragen.⁹ Hier hat Camus über seine »Modezeit« hinaus bleibende Bedeutung.

Am 4. Januar 1960 löste Albert Camus eine Fahrkarte nach Paris, ließ sich aber überreden, im Auto eines Freundes mitzufahren. Die Fahrt endete für ihn tödlich, weil ein Hinterreifen platzte und das Auto gegen einen Baum prallte. Camus hatte noch seine Fahrkarte in der Tasche. Da schwingt Absurdität mit...

Zur Erinnerung: Er schrieb »Der Fremde«, »Die Pest« und »Der Mensch in der Revolte«, deren grundlegende menschliche Themen (Camus wird von vielen auch den Existentialisten zurechnet) für uns auch nach über einem halben Jahrhundert in wichtiges Nachdenken führen können.

Dr. Volker Schoßwald, Pfarrer
in Schwabach

8 Ebd. S.14

9 Seelsorge wird für Seelsorger hart, wenn sie an der Grenze zur Sinnlosigkeit ohne Antworten präsent bleiben und sich weder körperlich noch argumentativ aus dem Staub machen.

Aussprache

Mehr als ein »weltlich Ding«

Stellungnahme zum neuen EKD-Papier: Das EKD-Papier ist ja mehr ein sozialpolitisches Papier. M. E. kam die theologische Würdigung der Ein-Ehe einfach viel zu kurz. Wem es nützen kann, ist auch die Frage.

Das haben auch schon andere kritisiert. Es fehlt vor allem, wie Dr. Hövelmann schreibt, die theologische Kompetenz in evangelischer Sozialethik und biblischer Exegetik. Ich maße mir nun nicht

an, ein exegetischer Fachmann zu sein, möchte mich aber mit meinem Beitrag auf die theologische Grundlage begeben und nachweisen, dass zumindest nach dem Neuen Testament (und M. Luther!) die Ehe weit mehr ist als »ein weltlich Ding«.

Der neutestamentliche Befund

Ausgehen möchte ich von der klassischen Schriftstelle im NT. Die steht nicht bei Matthäus in erster Linie (wie im EKD-Paper), sondern ist beim ältesten Evangelisten Markus überliefert. In Mk. 10, 2-11 geht es Jesus um die Ehe und Ehescheidung. Das müssen die Grundlage und zugleich der Ausgangspunkt aller evangelischen Familienpolitik sein.

Hier werden von Jesus jüdische Verhältnisse kritisiert. Die Pharisäerfrage wird von vornherein als »Scheinfrage« entlarvt, die Jesus nur versuchen will. Jesus stellt die Gegenfrage nach Mose Gebot. Er bekommt zur Antwort: »Mose hat zugelassen, einen Scheidungsbrief zu schreiben und sich zu scheiden«. Die jüdische Scheidungspraxis ist in 5. Mose 24,1-4 festgelegt. Umstritten war z.Z. Jesu nur, was als Scheidungsgrund galt, eine angebrannte Suppe, wie Rabbi Hillel meinte, oder erst ein Ehebruch, wie der strengere Rabbi Schammai lehrte. Jesus kontert: Um eures Herzens Härte hat er euch das erlaubt. Wörtlich heißt es nicht »wegen eurer...«, sondern »auf sie hinzielend«, gegen eure Herzenshärte, d.h. nicht aus Resignation hat das Mose erlaubt, sondern als »Gericht wider sie«, als »Zeugnis ihrer Verstockung« und »dauernde Anklage«, so E. Schweizer, NTD Göttingen 1967 Bd. 1, S.115.

Dem gegenüber hält Jesus fest, dass es von Anfang an anders gewesen ist und so in der Schrift steht: Gott hat den Menschen so geschaffen, dass *ein* Mann für *eine* Frau bestimmt ist. Eva ist aus der Rippe Adams genommen, das weist auf die enge Zusammengehörigkeit von Mann und Frau, dass die zwei »ein Fleisch« sind, d.h. ein Leben, »eine leiblich-seelische Einheit«. Das Einswerden von Mann und Frau ist ganz klar als Schöpfungswille Gottes ausgesagt und begründet damit die Ein-Ehe. Deshalb gilt: »Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.« V.10-12 weitet das Scheidungsverbot auch auf die Frauen aus, die im Judentum gar nicht zur Scheidung berechtigt waren, stellt also auch hier die Frau auf die gleiche Stufe wie den Mann. Bei Matthäus wird allerdings ein Grund

zur Scheidung zugelassen, in 5,32 und 19,9 heißt es: »es sei denn wegen Ehebruchs«. Die neuen Verhältnisse, die sich ergaben, als das Christentum in die römisch-griechische Welt vorstieß, verlangen eine neue Interpretation, aber im Grunde aktualisieren die Verse 10ff. nur das Gebot. E. Schweizer nimmt noch Bezug auf Eph. 5,23ff, wo die Einehe in der Liebe Gottes begründet wird, die in Christus und seinem innigen Bezug zur Gemeinde sichtbar geworden ist. Sie ist der eigentliche Grund, aus dem die Ehe lebt. Das ist bei Markus zwar noch nicht gesagt, aber der Sache nach schon angelegt. Denn das Schöpfungshandeln Gottes ist nichts anderes als seine liebende Zuwendung zum Menschen. Jesu Aussage scheint der strengeren Richtung im Judentum zu entsprechen, aber »die Hartnäckigkeit, mit der Jesus die Frage nach dem Erlaubten zur Frage nach dem von Gott Gewollten umbiegt, zeigt die grundsätzliche Überwindung der Gesetzlichkeit. Man kann nicht mehr fragen: Was ist durch das Gesetz erlaubt und wo gibt es eine vom Gesetz nicht belegte Freistatt für mich? Stattdessen weist Jesus auf das Geschenk des Schöpfers hin und ruft dazu auf, daraus zu leben. Das allerdings ist ein viel weiter gehender Anspruch; denn man kann sich dieses Geschenk ja nur so schenken lassen, dass man es in der von Gott gemeinten Weise lebt«, wie es überzeugend Eduard Schweizer a.a.O. S.116 formuliert. »In solcher von Jesus geschenkten Freiheit von allen *nur* gesetzlichen Erwägungen ist also das Ziel der Schöpfung erreicht.« »So ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung«, sagt Paulus Röm.13,10.

Wie passt das in unsere heutige Situation?

Was fangen wir heute mit diesem Bibelwort an? Auf der einen Seite das eindeutige Verbot der Scheidung – auf der anderen Seite die Tatsache, dass jede dritte, in den Großstädten fast jede zweite Ehe geschieden wird – nicht nur bei den Nichtchristen und Atheisten, sondern auch bei den bekennenden Christen, ja sogar, bei PfarrerInnen, DekanInnen, Superintendenten, Oberkirchenräten usw. Darf man sich angesichts dieses Textes damit abfinden? Ist der Zwang des Faktischen alles, was unsere evang.- luth. Kirche hier zu bieten hat? Wird dieses Thema nicht weithin wie ein Tabu verschwiegen? Müsste es nicht längst theologisch aufgegriffen werden? Dabei ist doch zu fragen, ob dieser massenweise Verstoß gegen Jesu

Gebot nicht unsere geistliche Vollmacht als Kirche ziemlich schwächt.

Scheidung - Verbot oder Freigabe - was hilft?

Gewiss ist mit dem gesetzlichen Verbot der Scheidung nichts geholfen, das sieht man an der Praxis in der röm.-kath. Kirche. Aber noch weniger hilft eine Freigabe, mit der man sich um die Anerkennung seiner Schuld drücken kann, wie die derzeitige staatliche Praxis zeigt. Das Elend mancher Alleinerziehenden und vieler Kinder aus zerbrochenen Ehen ist offensichtlich. Es ist zu einfach, die Ehe nur zu halten, »solange es gut geht« und es ist sehr schwer, an der Ehe festzuhalten »bis dass der Tod euch scheidet«. Diese Formulierung der Luth. Agende stammt aus Ruth 1,17, ist aber da ausgerechnet gegenüber der Schwiegermutter gemeint!! Oder, weil manche Paare am Hochzeitstag nichts vom Tod hören wollen, kann es auch heißen: »solange wir leben«.

Die vielen Scheidungen halten junge Paare davon ab, überhaupt zu heiraten, selbst wenn sie zusammen Kinder haben. Es ist schon zu fragen, was die Gründe für die vielen Eheabbrüche sind. Läuft man nicht zu schnell auseinander, weil man nie gelernt hat, Konflikte auszuhalten, durchzustehen und miteinander zu lösen? Oder hat man die Erwartungen an die Ehe, bzw. den Ehepartner zu hoch geschraubt, weil man den Partner anfangs zu sehr verklärte und diese Verklärung der rauen Wirklichkeit des Alltags nicht standhielt? Sicher fehlt es auch oft an gemeinsamer Beratung und Mediation, um besser miteinander umzugehen. Wohl steht auch oft das Ideal der Selbstverwirklichung bei Frau und Mann einer gelingenden Partnerschaft im Wege.

Unsere Glaubwürdigkeit steht auf dem Spiel

Wie auch immer, es kann unserer Glaubwürdigkeit als Kirche nicht dienen, wenn wir dieses Gebot Jesu ignorieren oder als Fakt hinnehmen. Es liegt ein Segen darauf, es wieder ernst zu nehmen. Wir sollten viel mehr darüber nachdenken, was das heißt: »Was Gott zusammengefügt hat...« Jedes Paar sollte vor seiner Trauung darüber nachdenken, ob, wie und wann das bei ihnen Realität geworden ist, ob sie diese Gewissheit haben. Es geht um die geistliche Verbindung, nicht nur um die körperliche und sexuelle. Es geht um dieses »Geheimnis« (Eph.5,32), dass die Liebe zwischen Mann und Frau für uns Christen ein Abbild der Liebe Christi zu seiner Ekklesia

ist. Und diese Liebe ist nicht nur eine bittende und bettelnde, eine fordernde und verlangende, sondern eine schenkende und gebende, eine bereichernde und beglückende, manchmal auch eine schmerzreiche und leidende (»wie Christus die Kirche liebt und sich selbst für sie dahingegeben.« Eph.5,25) und gewiss auch eine *vergebende* Liebe (Kol. 3,13: »ertrage einer den andern und vergebt euch untereinander...«). Was man sich am Altar Gottes versprochen und gegeben hat, den heiligen Ehebund, den Gott gesegnet hat, – dass man selber ein Segen sei – das kann man nicht so schnell wegwerfen. Nicht die Konsens-Erklärung wie in der r.k. Kirche, sondern der Segen ist der Höhepunkt der evang.- luth. Trauung! Es mag auch um das Symbol des Ringes gehen, den man einander ansteckt und der den geschlossenen Kreis der Ehe symbolisiert. Rituale sind vielen jungen Leuten wieder wichtig und hilfreich. Deswegen halte ich viel von einer kirchlich geschlossenen Ehe, auch wenn von der evang. Kirche die rein standesamtliche Trauung anerkannt wird.

Die »Herzshärtigkeit« – das Problem
Und wenn doch Scheidung nach vielen vergeblichen Versuchen, gescheiterten Situationen, vielleicht auch nach Beratung und Mediation?

Jesus hat dafür ein bezeichnendes Wort: »Herzshärtigkeit« (Sklärokardia) Er meint damit das, was unser Herz hart macht, zumacht, unfähig macht für Liebe und Hingabe. Wir sind eben keine Götter des Pairings, wir sind Menschen, versuchlich, gespalten, hin- und hergerissen, von allen möglichen Wünschen, Vorstellungen, von Idealen, Kindheits-träumen oder auch schrecklichen Bildern geprägt, auf der Suche nach einem Menschen, der uns entspricht (1.Mose2,18!). Oft stellen wir alle möglichen äußeren Gründe so sehr in den Vordergrund, dass wir unfähig werden, den richtigen Partner zu finden.

»Herzshärtigkeit« ist vor allem unsere Unfähigkeit zur Ehe, vielleicht durch eine Mutter, die uns zu sehr an sich gebunden hat, oder einen gewalttätigen Vater, durch ein verkorkstes Erlebnis in der Pubertät, eine Zurückweisung, die wir nie verkraftet haben oder durch ein Elternhaus, in dem Besitz viel wichtiger war als alles andere und uns die Meinung anzuziehen wurde, mit Geld alles regeln zu können.

Der Glaube geht aufs Ganze

»Herzshärtigkeit« – Gottes Liebe

bringt es fertig, sie zu verwandeln, zu erweichen und aufzulösen. Seine Liebe am Kreuz, seine Vergebung und seine Treue kann uns wieder liebesfähig machen. Er nimmt unser Gebrochenes, unsere Zersplitterungen, und fügt sie wieder zusammen. Er nimmt unsere verlorene Liebe und lässt sie uns wieder finden. Denn so rigoros sein Wort ist, so ist er doch erst da der ganze Jesus, wo wir auch sein Heil und seine Heilung erfahren, wo wir seine Gnade spüren, die »alle Morgen neu« ist, seine schöpferische Kraft, die uns den neuen Anfang schenken kann.

Recht muss dann nicht krampfhaft festgehalten werden, Schuld muss nicht länger geleugnet oder auf andere geschoben werden, Freiheit ist dann kein liebloser Egotrip, sondern aus all diesen Bruchstücken kann es uns möglich werden, dass wir zusammengefügt werden zu einem herrlichen Ganzen, – auch wenn wir dann selbst vielleicht nicht mehr ganz so herrlich sind! – aber zu einem Ganzen »mit Leib und Seele« und einem gemeinsamen Leben.

Das kann schon vor der Ehe geschehen, erst recht in der Ehe, aber auch nach oder neben einer gescheiterten oder geschiedenen Ehe, immer da, wo Menschen es wagen, ihre Hartherzigkeit und Angst aufzugeben und »mit Gottes Hilfe« – so heißt das Ja-Wort bei der Trauung – mit Gottes Hilfe aufs Ganze zu gehen, auf das Ganze, »das Gott zusammengefügt hat«.

Zum Schluss:

Sicher kann es auch andere Zweierbeziehungen geben und Patchwork-Familien, homosexuelle Paare usw. Es mögen hier auch im Einzelfall sehr gelungene Verbindungen möglich sein. Das sollten wir nicht verurteilen, sondern dulden und anerkennen. Aber niemals sollten wir uns das biblische Bild von Ehe deswegen verdunkeln lassen, sondern neben, ja über dem allen als bleibendes Vorbild und göttliche Gabe und Aufgabe hochhalten.

*Gerhard Nörr, Pfarrer i.R.,
Grünwald*

Prädikanten: Lob und Hochachtung zu: *Liebe Leserin* in Nr. 10/13

Die Oktober-Kolumne »Liebe Leserin, lieber Leser« über die Prädikanten wurde von mir auf der Erlanger Emeritikonferenz ins Gespräch gebracht. Sowohl der Dekan als auch ein früherer Leiter des Amtes für Gemeindedienst betonten: Ohne Prädikant/innen sei in unserer Landeskirche ein gottesdienstliches Leben wie augenblicklich nicht möglich. Dabei wurde beispielsweise auf Dekanate wie Cham verwiesen, wo Prädikanten rund die Hälfte der Gottesdienste halten.

Der ehemalige Leiter des Amtes für Gemeindedienst wies darauf hin, dass vor seiner Zeit die »alten« Prädikanten (noch unter Landesbischof Dietzfelbinger) Urkunden für die Sakramentsverwaltung vorweisen konnten, also Abendmahl und Taufe.

In unserer Kirchengemeinde Erlangen-St. Markus gibt es vier Lektoren bzw. Prädikanten. Deren Gottesdienste sind sorgfältigst vorbereitet. Eine Prädikantin meinte auf mein Lob über ihren schönen Gottesdienst: »Ich habe ja auch ein viertel Jahr Zeit, um mich vorzubereiten.« Soviel Zeit hat kein Hauptamtlicher.

Als Pfarrer im Coburger Land hätte ich ohne die Prädikanten kaum ein freies Wochenende gehabt. In unserer »Ephorie« waren ebenso wie wir drei Pfarrer auch die drei Prädikant/innen bei den halbjährlichen Predigtplanvorbesprechungen dabei. Im Laufe der Jahre entwickelte sich auch ein eigener Rhythmus, in denen unsere Einsätze durchgeführt wurden: An den zweiten Feiertagen Predigttausch mit den Nachbargemeinden, an den Sonntagen nach den großen Festen und vor allem in der Urlaubszeit leiteten die Prädikant/innen den Gottesdienst. Dafür noch nachträglich ein herzliches Dankeschön!

Dank der Prädikanten müssen, wenigstens in Erlangen-St. Markus, auch keine Ruheständler mehr zur Leitung eines Gottesdienstes gebeten werden. Manchem Emeritus hatte man doch das Alter abgespürt. Man wäre ihm am liebsten auf der Kanzel beim Vortrag seiner Predigt zu Hilfe gekommen.

Also Lob und Hochachtung für die Männer und Frauen, die die Gottesdienste leiten. Für Pfarrer/innen bleibt trotz solcher Entlastung noch genug zu tun, gerade für diejenigen, welche auf dem Land für alles zuständig sind vom Kindergarten über die Festgottesdienste bei Vereinsjubiläen, der Weihe des neuen

Feuerwehrhauses bis hin zum Friedhof. Wieweit sind Pfarrer mit der modernen Theologie vertraut? Wann können sie theologische Bücher lesen, geschweige denn durcharbeiten. Ich hätte dafür viel mehr Zeit gebraucht, aber möglicherweise hat sich heutzutage alles zum Besseren gewendet. Die Gespräche bei den Kasualien haben meine Vikare bei mir gelernt, sie sind zunächst mitgegangen, später führten sie die Gespräche selbstständig. Über Besuche wurden Verbatims angefertigt. Das Predigerseminar gab zu beidem sorgfältige Anleitungen. Kenntnisse der Alten Sprachen helfen nicht unbedingt weiter. Derjenige meiner Vikare, mit dem ich die Predigttexte in den Ursprachen gelesen habe, war trotz Griechisch und Hebräisch kein Anhänger zeitgenössischer Theologie, sondern Kreationist.

Als ich bei meinem eigenen Mentor deswegen um Rat und Hilfe nachsuchte, meinte der: »Liebt dein Vikar die Gemeinde?« Ich bejahte. Darauf mein Mentor: »Dann ist es doch egal, ob die Welt vor sechstausend, sechshunderttausend, sechs Millionen oder sechs Milliarden Jahren geschaffen worden ist.«

*Dietrich Leipolz
Pfarrer i.R., Erlangen*

Danke

zu: *Dies und Das ...* in Nr. 10/13

Lieber Joachim, zuerst habe ich über deinen Artikel herzhaft gelacht, wenn gleich mir das Lachen etwas im Halse steckengeblieben ist.

Der Pfarrer und »sein« Gottesdienst als eierlegende Wollmilchsau – alles drin, alles dran und wenn es ein bisschen mehr sein darf, kommt es auch noch obendrauf oder hinten dran.

Nach meinen Beobachtungen wird es von der Gemeinde wenig bis gar nicht wahrgenommen, was theologisch oder liturgisch richtig oder haarsträubend ist. Da wird beurteilt, ob jemand laut oder leise spricht, nett ist oder unsympathisch wirkt.

Bei etlichen Predigt- und Gottesdienstnachgesprächen wurde hauptsächlich beurteilt, wie eingängig die Melodien der Lieder und wie ansprechend die Beispiele in der Predigt waren.

Getreu dem Motto »Der Gottesdienst darf über alles gehen, nur nicht über 50 Minuten« kann alles reingepackt

werden. Wenn dann noch der Pfarrer jung ist und die Pfarrerin gut aussieht, ist doch alles in Ordnung. »Schee war´s« heißt es am Ausgang und kurz vor halb elf ist schließlich noch genügend Zeit, um die Klöße rechtzeitig fertig zu bringen.

Wenn schon so wenig verbale negative Kritik von der Gemeinde kommt, dann sollte zumindest das theologische Fachpersonal aufeinander achten und mit der positiven und negativen Kritik nicht hinter dem Berg halten.

Danke Joachim!

*Susanne Memminger,
Pfarrerin in Bindlach*

Vakanzvertretung – Charme und Wahnsinn eines pastoralen Handlungsfeldes

Die nächste Vakanzvertretung kommt bestimmt. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch. In den zurückliegenden 20 Dienstjahren des Autors waren allein zwei Jahre völlig vakanzfrei. Die nächste Vakanzvertretung kommt daher bestimmt nicht erst 2020. Droht der »horror vacui«?

Ich will die Vakanzvertretung emotional neutraler betrachten als Vertretung einer offenen Stelle (»vacancy«) mit dem Ziel: Die Vakanzvertretung ist ein Handlungsfeld des Pfarrers, der Pfarrerin wie Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht. Dieses Handlungsfeld muss daher geordnet angegangen werden, wie die anderen Handlungsfelder auch.

Der Charme der Vakanzvertretung

Die Vertretung einer Pfarrstelle weitet den Horizont. Über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinaus entdecke ich in der Vakanzgemeinde andere Traditionen und Verfahrensabläufe. Die Frömmigkeitskultur hat häufig einen anderen Schwerpunkt. Ich sehe Neues und kann dabei die Vertretungsgemeinde distanzierter betrachten als die eigene. Ich bin nur der Vertreter und nicht der Nachfolger der bisherigen Stelleninhaberin. In der Rolle des Vertreters kann ich innerlich ungebundener agieren. Das gilt vor allem bei konfliktträchtigen Themen wie z.B. der Änderung der Gottesdienstzeiten oder Personalentscheidungen. Es gehört zu den ermunternden Erfahrungen von Vakanzzeiten, dass beliebte Konfliktspielchen zwischen Gruppierungen einer Gemeinde jetzt in den Hintergrund treten. Dem Vertreter gegenüber macht man das nicht. Durch

seine Sicht von außen, die er kommuniziert, ermöglicht er der Gemeinde, sich als Ganzes neu zu sehen. Im besten Fall wird neues Potenzial der Gemeinde an bisher ungeahnten Stellen gehoben.

Die Vakanzvertretung kann für den Vertreter selber einen angenehmen Effekt mit sich bringen: Ich komme aus meiner Gemeinde heraus. Die Anforderungen der Vertretung zwingen mich zu zeitlicher Abwesenheit in der der eigenen Gemeinde. Die innere Distanz folgt dem nach.

Der Wahnsinn der Vakanzvertretung

Wer heute eine Pfarrstelle vertritt, kennt die Zeiten, in denen die Gedanken von der eigenen Gemeinde zur Vakanzgemeinde hin und her switchen. Unterschiedliche Strukturen und Kulturen im Kirchenvorstand sind dazu z.B. angetan. Was ich in der eigenen Gemeinde mit der Vertrauensperson verbindlich vorbesprechen kann, muss in der Vakanzgemeinde durch beratende Ausschüsse in den KV geschleust werden. In der eigenen, flächenmäßig großen Diasporagemeinde herrscht das Verständnis der einen Gemeinde vor, während in der Vertretungsgemeinde Regionalaussschüsse auf ihr angestammtes Recht pochen.

In der Vakanzvertretungszeit ist meine Aufmerksamkeit auf den Dienst so gespalten wie mein Planen, meine Organisation, die Arbeit an zwei Schreibtischen. »Wo steht mir der Kopf?« Der Wahnsinn stellt sich dann ein, wenn sich die beiden Bereiche der eigenen Gemeinde und der Vakanzgemeinde nicht mehr trennen lassen. Der Vakanzvertreter ist Wanderer zwischen zwei Welten. Nur er exklusiv, er ganz allein verbindet die beiden in sich. Diese Situation lässt die Vakanzvertretung kritisch werden. Mit der konkreten Situation der inneren Spaltung fühlen sich Kollegen und Kolleginnen alleingelassen. Hin- und Hergerissen zwischen der eigenen und der zu vertretenden Stelle baden sie aus, was in der Dienstordnung bisher nicht geordnet ist.

Die Übernahme einer Vakanz stellt die Ordnung des bisherigen Lebens eines Pfarrers, einer Pfarrerin auf den Prüfstand. Zur Disposition stehen: der bisherige Dienst in der eigenen Gemeinde, die freie Zeit für die Familie und die eigene Zeit. Aus anderen Quellen lässt sich nicht schöpfen. Dahinter steht die Frage, woher die Zeit zu nehmen ist, um eine Vakanzvertretung zu erfüllen.

Auf dem Weg zu einer Grundordnung für die Vertretungszeit fehlt z.Z. die Ein-

arbeitung des Merkmals Vakanzvertretung in der Dienstordnung. Stattdessen begleiten den Pfarrer wohl gemeinte Motivationen, kluge und gute Ratschläge: »Sie müssen etwas lassen!« »Passen Sie gut auf sich auf!« Besonders beliebt ist der lapidare Hinweis: »Vakanzvertretung gehört zum regulären Dienst eines Pfarrers.« Nach meinem Verständnis ist der professionelle Dienst eines Pfarrers nur als geordneter möglich. Die Dienstordnung vergewissert mich über meine Aufgaben und schützt mich vor falschen Erwartungen anderer. Gerade in Vakanzvertretungszeiten halte ich daher eine Überarbeitung der Dienstordnung eines Pfarrers für geboten. Es kann nicht allein seine Aufgabe sein, die neue Situation für sich zu ordnen. So hatte er zusätzlich zur Vertretungsaufgabe noch die Ordnung seines Dienstes selber herzustellen.

Wie die Vakanzvertretung sinnvoll bewältigbar wird

Es mag Vakanzvertretungen geben, die sich nebenbei erledigen lassen. Sie sind kurz und von geringerem Umfang. Darüber müssen wir nicht weiter reden. Es geht hier um die Situationen, die zeitlich und vom Umfang her fordernd sind. Bei aller Disziplin und Selbstorganisation, die von einem Pfarrer, einer Pfarrerin als Professionsträgerin erwartet werden darf, gibt es aus meiner Sicht hilfreiche Unterstützung von außen:

Die Dienstordnung

Die bisherige Dienstordnung wird mit dem Dekan angesehen und für die Zeit der Vertretung umgeschrieben. Dabei kann die Vertretungsaufgabe nicht einfach additiv angehängt werden. Das käme einer Karikatur der bisherigen Dienstordnung gleich. Die neue Vertretungsaufgabe lässt sich in der Regel im Umfang ermessen, dafür muss etwas anderes wegfallen. Dem korrespondiert die banale Erfahrung: Halte ich in der Vakanzgemeinde Gottesdienst, kann ich nicht zur gleichen Zeit in der eigenen Gemeinde Gottesdienst halten. Wer z.B. an Heiligabend Vakanzvertretung in einer anderen Gemeinde hat, weiß davon ein Lied zu singen.

Die Dienstordnung in der Vakanzzeit schafft Transparenz für den Vertretenden, was er zu tun hat und was er lassen kann. So ist er mit dem Dekan auf gleichem Sachstand. Eine klare Dienstordnung erleichtert die Kommunikation mit den beiden Gemeinden.

Die Information der Gemeinden

Entscheidungen der Dienstordnung werden den Kirchenvorständen der

Gemeinden mitgeteilt. Das kann der Vakanzvertreter selber tun. Bei konfliktträchtigen Punkten wird der Dekan dabei sein, er trägt die Dienstordnung ja mit. Letztlich kann die Vakanzvertretung nur gelingen, wenn die Kirchenvorstände von Anfang an mit im Boot sind. Der Vertrauensperson kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Sie informiert im Gemeindebrief über die anstehende Vertretungszeit, die Änderungen im Gemeindeleben und die sich ergebende Herausforderung für den Pfarrer. Das entlastet und erspart viele Nachfragen beim Vakanzvertreter.

Das Pfarrkollegium

Der Vakanzvertreter ist Wanderer zwischen zwei Welten. Er hat die Aufgabe, die beiden Welten in seiner Person aufeinander zu beziehen. Das gelingt, wenn er dabei nicht alleingelassen wird. Die Rolle des Dekans ist schon angesprochen. Hilfreich erscheint, ganz offiziell einen kollegialen Begleiter, eine kollegiale Begleiterin dem Vakanzvertreter, der Vakanzvertreterin an die Seite zu stellen. Die Begleitperson steht bereit für Sachfragen und emotionale Höhen- und Tiefflüge. Entscheidungssituationen können mit ihr durchgesprochen werden. Sinnvollerweise ist sie auch die geborene Vertreterin des Vakanzvertreters. Vor allem darf in Vakanzzeiten der freie Tag der Vakanzvertreterin nicht zu kurz kommen. Der freie Tag kann nicht als Ressource für die Vakanzvertretung dienen.

Die Gratifikation

Bei aller guten Organisation, kirchenleitender und kollegialer Unterstützung kann eine Vakanzvertretung für die jeweilige Vertretungsperson sehr kräftezehrend sein. Es reicht der Hinweis auf die ständige und exklusive Aufgabe, für zwei Stellen/Gemeinden denken zu müssen. Daher erscheint es nicht als unbillig, sich zusätzliche Erholung/Urlaub/ Atemholen/ materielle Entschädigung zu wünschen. Damit wird man dem Kollegen und der Kollegin gerecht und hebt zugleich den Stellenwert des Dienstes im pastoralen Handlungsfeld Vakanzvertretung.

Es kann nicht so weitergehen, dass sich Kollegen und Kolleginnen mit Abschluss einer Vakanzvertretung ausgepowert als Verlierer des Systems sehen. So droht dann doch der horror vacui diesem pastoralen Handlungsfeld den letzten Charme zu nehmen.

Michael Lenk, Pfarrer in Vilsbiburg und stellvertretender Dekan in Landshut

Bücher

Hanns Kerner, Predigt konkret Grundlinien homiletischer Ansätze, Leipzig 2011, ISBN 978-3-374-03008-8

Der Band ist Ergebnis eines Symposiums des Gottesdienst-Instituts im Juli 2011, das sich mit der Frage »Was« und »Wie wird gepredigt« beschäftigt hat. Wer sich vom Titel verleiten lässt, konkrete Hilfen zu erwarten, wird enttäuscht: Wie hier über das Predigen nachgedacht wird, ist ebenso »konkret« wie die Auskünfte eines Technikers über die Frage, wie mein PC funktioniert: Der Fachmann, die Fachfrau schwelgt in Höhen, in die ich mangels Kenntnissen nicht folgen kann. So macht der Auftaktartikel des Philosophen Axel Hutter (einleuchtend!) die Unmöglichkeit der Rede über einen bildlosen Gott deutlich, erzeugt dann aber die ratlose Frage, wie ich so den nächsten Sonntag bestehen soll – vor der Gemeinde ebenso wie diesem Philosophen. Konrad Müllers Überlegungen zu »Gesetz und Evangelium« machen deutlich, wie sehr es sich bei dieser Unterscheidung nicht nur um theologische, sondern auch um rezeptionsästhetische Kategorien handelt. Wie eine Predigt gehört und Gesetz und Evangelium wahrgenommen werden, das hängt eben auch von der Person des Predigenden ebenso ab wie der Person und Situation des Hörenden. Auch hier wieder wird deutlich, wie unmöglich es eigentlich ist, von Göttlichem in menschlichen Worten zu reden, zugleich aber auch, wie sehr Anschauung vom aufgeklärten Menschen erwartet wird.

Konkreter sind die Ausführungen über die katholische Predigt nach dem II. Vatikanum, die zugleich auch die Entwicklung der Predigt in der katholischen Kirche reflektiert – mit für mich manchmal durchaus überraschenden Einsichten. Eher didaktisch ist die Darstellung Klaus Raschzoks über die Homiletik Alexander Schweizers, der er sich im Lauf der Jahre (wieder) angenähert hat. Interessant die Beobachtungen Ursula Roths über die

Predigt von der Sünde oder die Darstellung Daniel J. Schmidts über die Predigt in der Missourisynode.

Einen – allerdings sehr subjektiven – Blick auf die Predigtpraxis in Ungarn wirft Károly Hafenscher. Bedenken sollten wir alle den Artikel von Félix Moser über die »Betonsprache«. Das Wort ist eine Rückübersetzung aus dem Französischen, das bezeichnet, was bei uns oft als »Sprache Kanaans« bezeichnet wird. »Religiöse Rede wird zur »Betonsprache«, wenn ihre (sic!) zentralen Anliegen darin besteht, die Erwartungen (erg. »nur«, Anm. MO) der Kerngemeinde zu befriedigen.« Helmut Schwier kommt dann in der Wirklichkeit unserer Gemeinden an, wenn er nach den Inhalten der Predigt in der Wahrnehmung der Gemeinde fragt – »Endlich kommt mal jemand und fragt uns« – ja, da kann man manches lernen.

Was also trägt das Bändchen aus? Sicher ist es keine Anleitung zum Predigen, keine Fundgrube von Ideen. Eher hilft es, das, was wir, mit den Jahren immer routinierter, so oft tun: Predigen, mit Abstand anzusehen und zu bedenken. Wer nur die Gemeinde fragt wird ebenso einseitig sein wie der oder die, die sich nur in der theologischen Wissenschaft umtun. Wer bedenkt, wie unmöglich es ist, von göttlichen Wahrheiten mit menschlichen Worten zu reden und aus unserer Erfahrung Anschauung zu gewinnen, wird die unvermeidlichen Versuche, beides dennoch zu tun, mit Bedacht unternehmen und vielleicht vor manchem theologischen Höhenflug bewahrt wie einer Rede, die entweder nur noch die Kerngemeinde erreicht oder sich den Zeitgenossen unangemessen anbietet. Wenn das Buch solches erreicht – wer bin ich, es für unnötig zu erklären? Ich empfehle es zum Lesen! Besonders sei es den braven Evangelischen von Sonntagsblatt empfohlen (siehe die »Leserin«!), die ohne Theologie auskommen zu können meinen.

Martin Ost

Umzugskartons günstig abzugeben:

ca. 100 Bücher-
und 30 Geschirr-Kartons
Selbstabholung in Neuendettelsau
Tel.: 09874 - 503 7171
Mail: ernst.oeffner@gmx.de

Ankündigungen

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Mit der Trauer leben

22.11.13 (18.00 Uhr) – 24.11.13 (13.00 Uhr)

An diesem Wochenende bekommen die Teilnehmenden auch Ideen an die Hand, die dabei helfen können, mit der Trauer im Alltag zu leben.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Leben und Lyrik von Nelly Sachs

22.11.13 (18.00 Uhr) – 24.11.13 (13.00 Uhr)

Leitung: Dr. Johannes Heiner, freier Literaturwissenschaftler, Lehrer der Kontemplation

■ Meditatives Tanzen im Advent

27.11.13 (14.00 Uhr) – 29.11.13 (16.00 Uhr)

Mit Liedmeditation, Singen, Sitzen in der Stille, Kunstbetrachtung und meditativen Tänzen werden sich die Teilnehmenden vorbereiten auf den Advent Gottes in ihrem Leben.

Leitung: Pfr. i.R. Bernhard Wolf, Meditations- & Tanzanleiter, therapeutische Zusatzqualifikation (HPG)

■ Trauer durch Tanz überwinden – Aufbruch ins Leben

29.11.13 (18.00 Uhr) – 01.12.13 (13.00 Uhr)

Das Seminar richtet sich an Menschen in aktueller oder noch nicht bewältigter Trauer, aber auch an Angehörige sozialer oder seelsorgerlicher Berufe.

Leitung: Kyriakos Chamalidis, griechisch-orthodoxer Theologe, Lehrer für griechische und meditative Tänze

■ Singfreizeit

17.01.14 (18.00 Uhr) – 19.01.14 (13.00 Uhr)

Leitung: KMD Andreas Hantke, Kirchenmusikdirektor

■ Gesundheitswoche für Frauen

19.01.14 (18.00 Uhr) – 23.01.14 (13.00 Uhr)

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Dem Licht entgegen – Zeit des Aufbruchs!

07.02.14 (18.00 Uhr) – 09.02.14 (13.00 Uhr)

Leitung: Margaretha Mayr

Anmeldung und Information: EBZ Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen; Tel.: 09854 - 10-0; Fax: 10 -50;

E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern (ABC)

■ Das EKD-Familienpapier in der Diskussion

19. 11., 19 – 21 Uhr

Ort: LK Gemeinschaft am Dürer, Nürnberg

Das Familienpapier der EKD hat vielfältige Reaktionen hervorgerufen – von begeisterter Zustimmung bis zu radikaler Ablehnung. Vor diesem Hintergrund greift der ABC die von der Kommission benannten gesellschaftlichen Veränderungen auf, fragt aber, wie die Kirche darauf reagieren sollte. An der Diskussion unter dem Motto »Ehe und Familie im Wandel – was hat die Kirche dazu zu sagen?« nehmen OKR Cornelia Coenen-Marx vom Kirchenamt der EKD (Hannover) und Dr. Ulrich Eibach, Professor für Systematische Theologie und Ethik (Bonn); die Moderation übernimmt Helmut Frank, der Chefredakteur des Evangelischen Sonntagsblatts (München). Der Eintritt ist frei.

EBZ

Bad Alexandersbad

■ Bist du es, der da kommen soll?

Die Messiasweissagungen in der Prophetie des Alten Testaments und ihre Aufnahme im Neuen Testament

29.11. – 1.12.

Leitung: Andreas Beneker, EBZ Alexandersbad

■ Meine Seele erhebt den Herrn

Besinnungstage im Advent mit dem Lobgesang Marias

13. – 15.12.

Leitung: Andreas Beneker und Heidi Sprügel, EBZ Alexandersbad

■ Wem gehört die Zeit?

Strategien gegen die Atemlosigkeit

14.12., 10.00 bis 15.30 Uhr

Leitung: Dr. Hans-Gerhard Koch, Dr. Joachim Twisselmann, Referent: PD Dr. Fritz Reheis, Universität Bamberg

Anmeldung: EBZ, Markgrafenstr. 34, 95680 Bad Alexandersbad, Tel.: 09232 – 9 93 90
info@ebz-alexandersbad.de

Studienzentrum Josefstal

■ Auf der Suche nach Sinn – Gott- sucherInnen

Einführung in theologisches Denken und Argumentieren eLearning im Aufbauprogramm Theologie II

eLearning von 3. 2. – 27. 3.

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Absender:
Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Amelie Anna Mangold, 3. Kind von Stefanie und Marco Mangold, Geschwister: Sophie und Benjamin am 6.5. in Kempfen, (Marktoberdorf)

Rebekka Maria Graf, 4. Kind von Susanne geb. Freigang und Daniel Graf, am 27.8. in Naila (Geroldgrün)

Gestorben sind:

Rolf Müller, 90 Jahre, zuletzt in Starnberg, am 22.9. in Seefeld

Edda-Margarete Brandstetter, 76 Jahre, am 25.9. in München-Bogenhausen (Witwer: Heinrich)

Der Kurs lädt ein zu einer spannenden Reise in die Welt des Glaubens auf der Suche nach Sinn. Dazu werden eigene Fragen und Erfahrungen und die verschiedener theologischer Denker/innen miteinander ins Gespräch gebracht. Dies geschieht schwerpunktmäßig zu folgenden Themenbereichen: Erfahrungen mit Gott – Biblische Rede von Gott – Theo-Logie in der Biografie – Ist Gott der Allmächtige? Gottesbilder und Menschenbilder. Theologisches Reflektieren und argumentieren Lernen geschieht so vor dem Hintergrund eigener biografischer und beruflicher Erfahrungen im Kontext hauptberuflichen Arbeitens in der Kirche.

Der Kurs soll die eigene theologische Kompetenz wahrnehmen und erweitern helfen, mit dem Ziel, das berufliche Handeln im Bereich kirchlicher Jugend- und Sozialarbeit theologisch zu reflektieren.

Leitung: Rainer Brandt

Kosten: 275,00 €

Zielgruppe: (Sozial-) Pädagogische MitarbeiterInnen

■ Abenteuer:Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen

Fachtag für Mitarbeitende in der Jugend-Konfirmandenarbeit und Schule

26. 2., 10.00 – 17.00 Uhr

Kinder und Jugendliche entwickeln in philosophischen und theologischen Gesprächen ihre eigenen Gedanken zu existenziellen Fragen des Lebens. Jede und jeder kann sich in einem geschützten Rahmen anderen mitteilen oder zuhören und eigene Antworten finden zu den großen Fragen des Lebens wie:

Woher komme ich – wohin gehe ich? Wo gehen wir hin, wenn wir tot sind? Wie viel ist unendlich? Wer ist Gott? Der Fachtag bietet Impulse und Übungen, wie sich philosophisch-theologische Gespräche entwickeln lassen in der Kinder-Jugend-Konfirmandenarbeit und Schule

Leitung: Rainer Brandt, Gerlinde Krehn

Kosten: 25 € Hauptberufliche, 15 € Ehrenamtlich Mitarbeitende

■ Eine Frage der Haltung – Jugendliche authentisch begleiten

Ökumenische Werkstatt Spiritualität

07.-09. April 2014

Im Seminar steht die Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung im Vordergrund mit Blick auf die Begleitung junger Menschen. Was gibt mir Halt und innere Stärke, die mich erkennbar macht? Was lässt mich authentisch sein? Und was meint eigentlich »authentisch zu sein«?

Gemeinsam wollen wir uns auch mit den Fragen auseinandersetzen, was Jugendliche von uns Mitarbeitenden brauchen, um Haltung, Selbstbewusstsein in Auseinandersetzung mit ihren Lebens- und Glaubensfragen zu gewinnen? Und wie können wir sie in ihrem persönlichen Wachsen dabei unterstützen?

Letzte Meldung

»Falls Sie in Ihrer Gemeinde eine Möglichkeit haben, hängen Sie diese doch bitte aus...«

aus: Schreiben eines Pfarramtes

In Kooperation mit: Jugendpastoralinstitut Don Bosco Benediktbeuern

Leitung: Rainer Brandt, Simona Herz, Angelika Gabriel

Kosten: 165,00 € incl. VP im EZ

Informationen und Anmeldung: Studienzentrum für ev. Jugendarbeit in Josefstal e.V. Auarachstr. 5, 83727 Schliersee, Tel.: 08026 - 97 56 -0, Fax: 08026 - 9756-50

eMail: studienzentrum@josefstal.de

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de